[47]

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Einunddreissigster Theil.

Rameau's Neffe.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Fr. Strehlke.

Berlin.

Gustav Hempel.

[1874]

[Nationalbibliothek sämtlicher deutschen Klassiker.]

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Rameau's Neffe.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers 7

Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskript übersetzt 17

Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog „Rameau's Neffe" erwähnt wird . . . 103

Vorerinnerung 105
Alberti 107
d'Alembert 107
d'Auvergne 108
Baculard, sonst Arnaud 108
Bagge (Baron von) 108
Batteux 109
Leblanc (Abbé) 109
Bouret 110
Bret 110
Carmontelle 111
Destouches 111
Dorat 111
Duni 112
Fréron (Vater) 113
Geschmack 114
Lulli 118
Marivaux 119
Montesquieu 120
Musik 120

Seite

d'Olivet (Abbé) 123
Paliſſot 124
Die Philoſophen 126
Voltaire an Paliſſot 128
Piron 131
Poinſinet 133
Rameau 133
Rameau's Neffe 136
Tencin (Madame de) 140
Tencin (Kardinal) 141
Trublet (Abbé) 141
Voltaire 142

Nachträgliches zu „Rameau's Neffe" 145

Zur Reviſion des Textes 159

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wenn Goethe durch seine Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini augenscheinlich so viel erreicht hat, daß ein bis dahin fast unbekannt gebliebenes Werk in weite Kreise verbreitet und Gegenstand neuer Studien wurde, so ist sein Verdienst in Betreff des nachfolgenden Dialogs von Diderot jedenfalls noch viel höher anzuschlagen; derselbe ist durch ihn zuerst in die Literatur eingeführt worden.

Nach seiner eigenen, allerdings aus einer sehr viel späteren Zeit stammenden Mittheilung verdankt er das Manuskript Schillern, der ihn zu gleicher Zeit zur Uebersetzung desselben mit dem Bemerken aufforderte, daß nach dem Plane Göschen's, des Verlegers, diese dem Abdrucke des französischen Textes vorausgehen sollte. Etwas anders drückt sich Schiller in seinem Briefe an Körner vom 25. April 1805 aus. „Goethe," sagt er, „hat ein ungedrucktes Manuskript Diderot's, welches uns ein glücklicher Zufall in die Hände brachte, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet." Auf welche Weise also Goethe und Schiller in den Besitz jenes Manuskripts gekommen sind, ist nicht mit Genauigkeit zu bestimmen; doch spricht der Erste wenigstens eine Ver-

muthung über den Ursprung desselben aus. Es ist seiner Ansicht nach eine Kopie des Originals, welches sich in Petersburg befinde und seinerzeit an die Kaiserin Katharina, nicht — wie Brière, der französische Herausgeber Diderot's, vermuthete — an den Herzog August von Gotha oder den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden sei. In der That befindet sich dieses Original*) noch jetzt unter dem handschriftlichen Nachlaß von Diderot auf der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg, für welche bekanntlich die ganze Bibliothek Diderot's schon 1765 angekauft wurde. (Karl Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, Zweiter Theil, S. 106.)

Was nun weiter geschehen ist, wie der französische Text nicht gedruckt, Goethe's deutsche Uebersetzung ins Französische zurückübersetzt und schließlich auch in Paris eine Kopie des Originals aufgefunden und in der Brière'schen Ausgabe von Diderot's Werken (1821) abgedruckt wurde, — Alles das hat Goethe selbst ausführlich in dem Abschnitt „Nachträgliches zu Rameau's Neffe" dargestellt, und es braucht hier nicht wiederholt zu werden. Aus demselben Grunde ist es auch

---

*) Eine Vergleichung dieser Handschrift mit dem Texte Goethe's wäre, wie sich später zeigen wird, aus verschiedenen Gründen von großem Interesse gewesen; es hängt sogar die Entscheidung einiger wichtigen Fragen gerade hievon ab. Leider haben indessen die zu diesem Zwecke in Petersburg von Seiten des Herausgebers veranlaßten Nachforschungen nur zu dem Ergebniß geführt, daß man augenblicklich auf der kaiserlichen Bibliothek nicht weiß, wo jenes als Nr. 381 bezeichnete Manuskript geblieben ist. Uebrigens ist dasselbe nach den von dort gemachten Mittheilungen nicht von Diderot's eigener Hand geschrieben.

nicht nöthig, die Untersuchungen über einige andre Punkte wieder aufzunehmen, die durch jene Mittheilungen als abgeschlossen zu betrachten sind. Erstlich ist es unzweifelhaft, daß Diderot wirklich der Verfasser dieses Dialogs ist; seltsamerweise hatte man von verschiedenen Seiten Goethe selbst dafür gehalten (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. 13; Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, III. 297), und auch andern französischen Schriftstellern ist derselbe zugeschrieben worden. — Es steht ferner fest und zwar durch unwiderlegliche Zeugnisse von Zeitgenossen wie Cazotte, Mercier und Diderot selbst, daß der Neffe Rameau's, mag er in diesem Dialog auch noch so frei behandelt und dargestellt sein, eine Persönlichkeit ist, die wirklich existirt hat.

Demnach können sich die nachfolgenden Bemerkungen darauf beschränken, daß in ihnen zuerst über das Entstehen von Goethe's Arbeit und ihre verschiedentlichen Drucke berichtet und alsdann die weitere literarische Nachwirkung derselben wenigstens in ihren Grundzügen angedeutet wird, namentlich so weit sich dieselbe in der Zeit nach Goethe's Tode gezeigt hat. Es führt dies drittens auf die Bestimmung des eigentlichen Werthes, den man dem Dialoge beizulegen, und des Zweckes, den der Verfasser mit ihm verbunden hat. Dann bleibt endlich eine Frage zu erörtern, die bis jetzt nicht erledigt und doch von Bedeutung ist, — zu welcher Zeit nämlich Diderot seinen Dialog abgefaßt hat.

Die letzten Briefe, welche zwischen Goethe und Schiller im Jahre 1804 gewechselt wurden, deuten auf Unterredungen und Besprechungen hin, die den „Dialog" zum Gegenstande hatten. Am 21. Dezember bestimmt Goethe den Januar des kommenden Jahres für die Uebersetzung, die er in der That,

übereinstimmend mit der Angabe, die sich bei Eckermann findet (Gespräche, III. 19), in etwa vier Wochen vollendete. Etwas längere Zeit nahmen die Anmerkungen in Anspruch, die schließlich übrigens nicht in der Ausdehnung und Vollständigkeit gegeben wurden, welche ursprünglich beabsichtigt war; sie wurden demnach auch schon im April 1805 abgeschlossen. Es war die letzte Arbeit, bei der Goethe sich der Mitwirkung Schiller's erfreuen konnte. Nachdem Dieser früher schon die Uebersetzung durchgesehen hatte, sprach er in seinem letzten Briefe — den er vierzehn Tage vor seinem Tode an Goethe schrieb — seine Anerkennung über die gleichfalls von ihm revidirten Anmerkungen aus. — Noch in demselben Jahre kam „Rameau's Neffe" in einer besonderen Ausgabe in Leipzig bei G. J. Göschen, dem Verleger der ältesten Ausgaben von Goethe's Werken, heraus; vermuthlich nicht viel später erschien ein Nachdruck ohne Jahreszahl mit der Bezeichnung „Wien, in Commission bey Geistinger"; in die Gesammtausgaben der Werke wurde der Text, der übrigens mit Ausnahme einiger allerdings stark beschädigten Stellen von Korruptionen ziemlich frei geblieben ist, ohne bedeutende Veränderungen aufgenommen.

Während jedoch das Interesse, welches das Buch in Deutschland erweckte, verhältnißmäßig gering war, mußte man in Frankreich bald auf dasselbe aufmerksam werden, um so mehr, da es durch eine Autorität wie Goethe eingeführt wurde. Daher denn die verschiedenen Produktionen, die sich an seine Arbeit anschlossen und die er zum Theil noch selbst in dem Aufsatze „Nachträgliches zu Rameau's Neffe" (S. 145 ff. dieses Bandes) erwähnt. Bemerkt sei indessen, daß das verhältnißmäßig günstige Urtheil, welches er über die S. 151

erwähnte Publikation „Des hommes célèbres de France etc.“ ausspricht, gegenüber der nachfolgenden Stelle aus einem Briefe an Zelter (IV. 24) immerhin etwas auffällig erscheint. „Die Franzosen,“ heißt es dort, „haben gegen die deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann (Werke, II. S. 292, „Fuchs und Kranich“); mit dem besten Willen wissen sie nicht, was sie aus unsern Sachen machen sollen; sie behandeln alle unsere Kunstprodukte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen. Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durch einander entstellt und gemischt! Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben.“ — Das, was Goethe an Zelter schreibt, nicht das S. 152 dieses Theils Gesagte, ist in der That vollständig richtig; denn die Noten Goethe's, die von einer vortrefflichen und geistvollen Auffassung namentlich der französischen Dichtkunst Zeugniß geben, haben unter den Händen der Herren de Saur und de Saint-Géniés schwer gelitten, allerdings ohne daß diese die mindeste böse Absicht gehabt hätten. Denn aus allen auf unsern Gegenstand bezüglichen Schriftstücken, Ausgaben und Briefen geht hervor, daß die Franzosen entschieden angenehm von der Theilnahme berührt waren, die Goethe dem von ihnen oft nicht nach Gebühr gewürdigten Diderot widmete. —

Dieses so erweckte Interesse hörte denn auch später bei ihnen nicht auf. „Le neveu de Rameau“ wurde nicht nur in die Gesammtausgaben aufgenommen, sondern erschien auch in Einzelausgaben, z. B. in der von Charles Asselineau 1862, und in der „Bibliothèque nationale“ 1872. Besondern Beifall aber fand eine Schrift des bekannten Feuilletonisten Jules Janin

„La fin d'un monde et du neveu de Rameau (Nouvelle édition, Paris E. Dentu, Libraire-Editeur, 1873). Es ist eine Art Fortsetzung des Diderot'schen Dialogs, deren Werth aber sicherlich nicht darin besteht, daß die in jenem angeregten Fragen und Probleme zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden. Man sieht dies namentlich, wenn man die „Analyse de la fin d'un monde et du neveu de Rameau" liest, welche dem oben erwähnten Abdruck in der „Bibliothèque nationale" hinzugefügt ist. Schon die ganze Geschichtserzählung, die Janin für das weitere Leben des jüngeren Rameau erfindet, giebt, so einfach sie ist, wenn man sie von allem literarischen Beiwerk entkleidet, einen deutlichen Beweis, daß wenigstens der oben angedeutete Zweck, der eigentlich einzig und allein zur Anknüpfung an ein seiner Idee nach schon bestimmtes Werk berechtigte, in keiner Weise erreicht ist.

Um indessen nach Deutschland zurückzukehren, so ist auch hier gerade Diderot und mit ihm der vorliegende Dialog in neuerer Zeit Gegenstand der eingehendsten Studien geworden. In der That konnten Worte, wie sie Goethe über ihn ausgesprochen hat, schon die deutsche Forschung anreizen. „Diderot," schrieb er noch ein Jahr vor seinem Tode an Zelter, „ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott noch von der Natur noch von Ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist." Diese Worte hat Rosenkranz seinem oben erwähnten Werke über Diderot als Motto vorgeschrieben, und in ihm wird auch „Rameau's Neffe" zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung

gemacht, nachdem schon früher dieser Dialog in einem besonderen Aufsatze (Der Gedanke. Philosophische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. C. L. Michelet. Berlin 1865. Bd. V. Hft. 1) von ihm besprochen war. — Jedenfalls sind die Resultate, zu denen Rosenkranz kommt, sehr beachtenswerth. Gegenüber dem französischen Kritiker St. Beuve, der das Lob nicht begreifen kann, welches Goethe Diderot gespendet hat, sieht er in dem Dialog eine dem Stil und der Komposition nach vorzügliche Leistung. „Wenn man die Frage aufgeworfen hat," bemerkt er (II. 114), „ob Diderot ein bloßes Talent oder ein Genie gewesen, so hat man sich nur dieses Dialogs zu erinnern, um zu wissen, daß er ein Genie, ein großes Genie war; denn nur einem solchen konnte ein solches Kunstwerk gelingen." Mit Recht hebt Rosenkranz dann hervor, daß bei dem bunten Inhalte des Ganzen, der das Pariser Leben in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach allen Richtungen schildere, der bald Literatur und Musik, bald wieder diesen sehr fern liegende Gebiete behandle, doch eine Frage eigentlich die wesentlichste sei und sich durch den ganzen Dialog durchziehe, die nämlich, auf welche Weise der Mensch erzogen werden solle. Rameau vertheidigt sein System der Immoralität durch den Zustand der modernen Gesellschaft, in welcher man durch die Tugend nur unglücklich, nur durch das Laster glücklich werden könne, und stützt sich schon in seinen Vorstellungen von der „Erbfaser" (Uebersetzung von molécule) auf das erst ganz zum Schlusse ausgesprochene „Quisque suos patimur Manes" (Wir sind, wozu uns unsre Väter machten). — Dieser Immoralität, diesem Materialismus und Determinismus gegenüber vertheidigt Diderot Tugend, Sittlichkeit und menschliche Freiheit in jeder

Geſtalt. Aber wenn alle dieſe Worte Bedeutung haben ſollen, ſo müſſen ſie doch aus einer Kraft im Menſchen hervorgehen, die ihm dieſe Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit verleiht. Daß der Menſch von Natur gut iſt, wie Diderot meint, erſcheint nicht als ausreichender Beweis; denn der natürliche Menſch wird dem Egoismus ſeiner Natur folgen. Soviel über die Auffaſſung von Roſenkranz. Sollte man aber gegen dieſelbe nicht einwenden dürfen, daß dem Menſchen die allgemeinen Ideen des Wahren, Guten und Schönen auch unabhängig von aller Religion vorſchweben und ſeine Grundſätze wie ſein Handeln mit voller Sicherheit beſtimmen könnten?

Für die Entſcheidung dieſer und ähnlicher Fragen iſt vielleicht der Umſtand nicht ganz ohne Bedeutung, zu welcher Zeit Diderot dieſen Dialog geſchrieben hat. Die allgemeine Annahme iſt für das Jahr 1760. Goethe begründet dies damit, daß das Stück „Les Philosophes“ von Paliſſot, deſſen im Dialog als eines ganz neuen Erwähnung gethan wird, zuerſt am 20. Mai 1760 in Paris aufgeführt ſei; ferner wird der ältere Rameau, der 1764 ſtarb, noch als lebend gedacht. Damit ſtimmt denn auch die Bemerkung in dem Briefe Brière's an Goethe (S. 156), daß Jener den Abdruck für ſeine Ausgabe von Diderot nach einer Kopie gemacht habe, welche 1760 unter den Augen des Verfaſſers vom Original genommen ſei. Auch Roſenkranz hält das Jahr 1760 feſt, ſchon deswegen, weil er das Entſtehen des Dialogs direkt aus den Angriffen Fréron's und namentlich Paliſſot's auf Diderot glaubt herleiten zu müſſen. — Dieſen Annahmen ſtehen aber folgende Thatſachen entgegen. Erſtlich, wie ſchon Goethe bemerkt, wird im Dialog (S. 30) der „Trois siècles de la

Littérature française“ von Sabatier gedacht, deren erste Auflage erst 1772 herausgekommen ist. Ferner — worauf unseres Wissens Niemand noch aufmerksam gemacht hat — S. 49 lesen wir: „Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergestellt haben.“ Jean Calas wurde am 9. Mai 1762 hingerichtet, und erst am 9. März 1765 war die vorzugsweise durch Voltaire veranlaßte Revision seines Prozesses beendigt, nach welcher er für unschuldig erklärt wurde. — Wie steht es endlich mit der S. 29 erwähnten Lobrede auf Maupeou? Der ältere Kanzler dieses Namens, der hier gemeint ist, hat sich das Lob Voltaire's auch erst in späterer Zeit verdient. „Als der Kanzler Maupeou,“ sagt D. F. Strauß (Voltaire, Sechs Vorträge. Dritte Aufl. Leipzig, S. Hirzel 1872), „im Jahre 1771 eine gewaltsame Umbildung des französischen Gerichtswesens unternahm und insbesondere das Pariser Parlament auflöste, befand sich Voltaire mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch. Diese verurtheilte die Maaßregel vom politischen Standpunkt aus; Voltaire war mit dem Einschreiten gegen eine verrottete, fortschrittsfeindliche juristische Körperschaft einverstanden.“ — Sollen wir danach mit Goethe annehmen (Brief an Schiller vom 21. Dezember 1804), daß der Dialog früher geschrieben, aber später wieder aufgefrischt worden sei? Wie stimmt indessen damit die Angabe des Buchhändlers Brière, nach welcher die von ihm benutzte Kopie bereits 1760 angefertigt sei, wie überhaupt der Umstand, daß wenigstens die Pariser Handschrift bei manchen Abweichungen doch die auf späteren Ursprung deutenden Stellen sämmtlich auch aufweist? — Oder ist es gestattet, anzunehmen, daß Diderot sich chronologische Verschiebungen

erlaubt hat? Keinesfalls konnte er doch in die Zukunft vorausgreifen. So bleibt hier eine nicht unwichtige Frage offen; denn wenn auch Vieles für eine spätere Abfassung des Dialogs spricht, so ist doch eine endgiltige Entscheidung voraussichtlich erst nach der augenblicklich unmöglichen Vergleichung der Petersburger Handschrift zu erwarten.

Dies ist allerdings nicht die einzige Schwierigkeit, die für den Dialog vorliegt; die Deutung einzelner Stellen und mancher verborgenen Beziehungen würde sogar einen ausführlicheren Kommentar rechtfertigen, als er in unserer Ausgabe gegeben werden kann.

Für die uns vorliegende Aufgabe schien es jedoch nicht nothwendig, Nachweise über literarische und musikalische Persönlichkeiten des niedrigsten Ranges, über Schauspielerinnen von zweifelhaftem Talente und Rufe, über Roués aus den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft beizubringen; es ist nur dasjenige in unsern Anmerkungen gegeben, was außer denen von Goethe noch unbedingt nothwendig erschien, um einmal das Verhältniß der Uebersetzung zum Texte festzustellen und zweitens ein sicheres Verständniß des letzteren zu ermöglichen.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog

von

Diderot.

Aus dem Manuſkript überſetzt.

. . . Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

Horat. Liber II. Satir. VII. v. 14.

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt, auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder thöricht! So sieht man in der Allée de foi unsre jungen Liederlichen einer Kurtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am Besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich sein, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch

---

Café de la Régence — existirt noch jetzt Rue St. Honoré 161, dem Palais Royal gegenüber.

Philidor — unter den Genannten der Berühmteste, nicht allein als Schachspieler, sondern auch als Opernkomponist geschätzt, lebte von 1726 bis 1795.

einander gehn; denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn Ihr ihm jemals begegnet und seine Originalität hält Euch nicht fest, so verstopft Ihr Eure Ohren gewiß mit den Fingern oder Ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen oder er käme aus la Trappe. Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen gepudert, chaussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch; er zeigt sich, und Ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig, den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wol manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matratze in den Haaren. Ist die Jahrszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elyseischen Feldern hin und wieder; mit dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Ueberrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; Andre machen

sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre Erziehung, unsre gesellschaftlichen Konventionen, unsre hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein Solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgiebt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sei närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand; aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit; es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte, den Traktat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: „O Rameau!" Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen; da habt Ihr ihn! Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren, ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat, in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken gutes Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Viktorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italienische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn Niemand hat bösere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein

Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: „Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben?" (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein; aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, Denen zuzusehen, die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die Uebrigen verstehn nichts.

Ich. Und Herr von Bussy, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; Beide wissen von diesen Spielen Alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja, im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich Viele auch auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sein! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe; aber es freut mich jedes Mal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das, was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst, und manchmal hab' ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasiren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Crebillon, der Sohn — der jüngere Crebillon, Sohn des Tragikers (1707—1777). Er hatte sich durch seine „Lettres dela Marquise de *** au comte de *** (1732) und durch die Égaremens du coeur et de l'esprit (1736) großen Ruf erworben, der durch seine späteren meistens in hohem Grade sittenlosen Romane verdunkelt wurde.

Demoiselle Clairon — gab bereits 1765 ihre Künstlerlaufbahn auf, wurde später Geliebte des Markgrafen von Anspach und starb 1803 im 80. Jahre. Man vgl. über sie auch Werke, XVI. S. 9 ff.

Er. Freilich! Meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wol, dieses ungeheure Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Mark Aurel, Sokrates!

Er. Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der Eine, und die Andern besuch' ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich, aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Euerm Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos, den Onkel; seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er Jemandem Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wann sie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodezime und Septdezime nachklingen, so ist Alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! Und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rock! . . . Nein, die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das ist die wahre

---

Die Weisheit des Mönchs im Rabelais — „Faire son devoir tellement quellement, toujours dire du bien de Monsieur le prieur et laisser

Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der Andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut, denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zweimal Zwei Vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sei als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch, diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle, Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's wol ein Jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wol der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein Wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre

---

aller le monde à sa fantaisie" (bei Andern: comme il va). — Diese Worte, die dem bekannten Jean des Entommeures im „Gargantua" in den Mund gelegt werden, finden sich sehr häufig citirt, so in d'Alembert's „Eloge de l'Abbé de St. Pierre", bei Voltaire u. A.

Das Sprichwort sagt, kein großer Geist ꝛc. ꝛc. — „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae", nach Seneka (de tranquillitate animi 17.10) Ausspruch des Aristoteles.

des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt; aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher käm' ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verschreit oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Gesetze wird; aber es giebt zwei Arten Gesetze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken Den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun, ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen; das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel, und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn

Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire . . .?

Er. Drängt mich nicht! Denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comtoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter, oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannikus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er. Ja, so seid Ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es wie bei Narren und Schwärmern der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur versteht Euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich und verstehe mich ebenso gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher wie mir ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liköre, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Jaherrn, alle

diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrburschen den dienstbaren Gefälligen todtschlagen lassen, der durch eine saubere Mannichfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Todtschlagen? Herr, todtschlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu, ins Teufels Namen, soll man denn sein Geld verwenden als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Ebenso gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse! In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig; man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern noch von seinen Fehlern. Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Aeste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er Denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen. Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Duclos, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht sein kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten! Laßt uns einen Augenblick den Punkt vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen! Verbreiten wir un-

---

Duclos — Charles Duclos (1704—1772), anfangs Romandichter, später Historiker, zum Historiographe de France an Voltaire's Stelle ernannt, Sécrétaire perpétuel der französischen Akademie, wurde wegen seines rechtlichen Charakters allgemein geschätzt.

fern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir! Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht Ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht ebenso gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft? Denn wäre hier unten Alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt Recht; denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir Beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien; das Andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte! Lieber will ich sein und selbst ein impertinenter Schwätzer sein, als nicht sein.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will Jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Dasein Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er. Von Allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wol gern ein Anderer sein, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gesteh' ich's nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals Einen dergleichen

---

Greuze — angesehener französischer Maler, den Goethe im Anfange des 20. Buchs von „Dichtung und Wahrheit" allerdings anders charakterisirt, als es hier geschieht.

Seele Meropens — „Mérope", Drama Voltaire's nach dem Italienischen des Maffei, welches z. B. auch Lessing in seiner Dramaturgie ausführlich bespricht.

loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie herunterfetzt, das hör' ich mit Vergnügen; das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: Freilich, Du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu sein. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture der „galanten Indien" spielen hören, niemals singen hören: „Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit", ohne mir mit Schmerzen zu sagen: Dergleichen wirst Du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Klavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken, Ich zu bleiben und Er zu sein.

Ich. Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt? Das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! Das sind Augenblicke, die vorübergehen.

Dann sang er die Ouverture der „galanten Indien", die Arie „Profonds abîmes" und fuhr fort:

Da seht, das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: „Rameau, Du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest Du die beiden Stücke gemacht, Du machtest mehr dergleichen. Hättest Du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man Dich, so sänge man Dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, Dein Gewissen würde von Deinem eigenen Verdienste zeugen. Die Andern wiesen mit Fingern auf Dich. Das ist Der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat."

Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach: „Du hättest ein gutes Haus, (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen,) ein gutes Bett, (er sank nachlässig darauf hin,) gute Weine, (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatschte,) Kutsch' und Pferde, (er hob den Fuß auf, hineinzusteigen,)

Mahomet — das auch von Goethe bearbeitete Drama Voltaire's.

Maupeou — Vizekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., starb 1775. Voltaire nahm für ihn und Choiseul Partei in ihrem Streit gegen die Parlamente durch seine Schrift: Histoire du parlament de Paris.

Der galanten Indien — „Les Indes galantes", Oper oder eigentlich Ballet des älteren Rameau, welches später noch oft erwähnt wird.

hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich, mich zu beräuchern." (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinsinet, die Frérons, Vater und Sohn, Laporte; er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück.) Dann sprach er weiter: „So sagte man Dir Morgens, daß Du ein großer Mann bist, so läsest Du in der „Geschichte der drei Jahrhunderte", daß Du ein großer Mann bist; Du wärst Abends überzeugt, daß Du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Vetter, schliefe bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann."

Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschroben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach; es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Ich. Traurig ist's immer.

Er. Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das ist wahr.

Laporte — Joseph de Laporte aus Belfort im Elsaß, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, Journalist und Kritiker; bekannt ist sein „Voyageur françois".

Geschichte der drei Jahrhunderte — „Les trois siècles de la littérature française" von Sabatier, zuerst 1772 erschienen, eine Art Schriftsteller-Lexikon, das seiner Zeit sehr geschätzt wurde.

Er. So laßt Euch sagen!

Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt: „Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig."

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen; keinen Widerspruch deshalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht Alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich. Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge sie vor sich selbst oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an Andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andre Sachen! Seid gewiß, sein Kollege und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger, und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir Alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zuregneten, — dummer Hund, der ich bin! — das habe ich Alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau, hatte man Dich deshalb aufgenommen? Welche Narrheit, ein Bißchen Geist, ein Bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird Dich lehren, das zu bleiben, wozu Gott Dich gemacht hat und wie Deine Be-

schützer Dich haben wollen. Nun hat man Dich bei den Schultern genommen, Dich zur Thüre geführt und gesagt: „Fort, Schuft, laß Dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit Dir! Dergleichen haben wir übrig.“ Nun gingst Du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest Du vorher beißen sollen. Warum warst Du nicht klüger? Nun bist Du auf der Gasse ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, Mund, was begehrst Du? Und nun halte Dich wieder an die Höken! Gut logirt und überglücklich wirst Du nun sein, wenn man Dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst Du, und Stroh erwartet Dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst Du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übelberathen, von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geschehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein Andrer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sei! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz

---

Herr von Soubise — der französische Marschall, dessen Goethe auch im dritten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ gedenkt, derselbe, der bei Roßbach besiegt wurde.

Freund Robbé — Die Ausgabe von Brière bringt einige Data über ihn: „Robbé de Beauveset, 1725 in Vendôme geboren, versuchte sich in allen Gebieten, ohne es weiter als bis zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Sein obscönes Gedicht „sur la V . . .“ zog ihm mit Recht Spott und Tadel von Piron und selbst von Palissot zu.“

gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: „Vergebung, Madame, Vergebung! Ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick; denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen."

Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte, er sagte: „Ja, meine kleine Königin, ja, das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen." Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:

Er. Ja, Ihr habt Recht; das ist wol das Beste. Herr Viellard sagt, sie sei so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine, elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Kreatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich, Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat, ich, Rameau, der Vetter Dessen, den man den großen Rameau nennt, Dessen, der nun grade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontelle gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockschößen sonst einherschlich; ich, der ich Stücke fürs Klavier gesetzt habe, die Niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird — ich — genug ich! Gehen sollt' ich? Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das mir sagt: „Rameau, das thust Du nicht." Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft sein, die Niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf um nichts und wieder nichts, ja, um nichts und wieder nichts; denn es giebt andre Tage, da mich's gar nichts kostete, so niederträchtig zu sein, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H — n geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund, sie ist weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu so einer Demuthshandlung könnte sich wol Einer entschließen, der delikater wäre als Ihr.

Er. Verstehen wir uns! Es ist ein Unterschied zwischen H — n küssen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches.

Fragt nur den dicken Bergier, er küßt Madame de la M — den H — n im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, so habt doch den Muth, ein Bettler zu sein!

Er. Es ist hart, ein Bettler sein, indessen es so viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkosten man leben kann; und dann sich selbst verachten zu müssen, ist doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: „Wie, Rameau, es giebt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen diesen Gedecken ist keins für Dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Kreaturen ohne Reize, tausend platte Intrigants sind gut gekleidet, und Du liefest nackend herum, so unfähig wärst Du? Wie, Du solltest nicht schmeicheln können wie ein Andrer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein Andrer? Solltest Du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein Andrer? Solltest Du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein Andrer? Solltest Du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein Wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden, daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind, über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann, jung und reich, sich finde, mit galonnirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — „Aber mein Vater?" — Nun, nun, Euer Vater, der wird anfangs ein Wenig böse sein — „Und meine Mutter, die mir so sehr empfiehlt, ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt?" — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen — „Und mein Beichtvater?" — Den seht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte Eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es Euch einige Pfund Zucker und Kaffee — „Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: ‚Komm in meine Zelle' die Absolution verweigert hat." — Nur, weil Ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Spitzen erscheint — „Spitzen also soll ich haben?" — Gewiß, und von aller Art, mit brillantenen Ohrgehängen —

„Brillantene Ohrgehänge?" — Ja! — „Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft?" — Völlig so. In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus; Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — „Zum Ball" — Zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. „Was ist das?" — Nichts, gar nichts — „Ich dächte doch" — Ein Billet — „Und für wen?" — Für Euch, wenn Ihr ein Bißchen neugierig seid. — „Neugierig? Ich bin es gar sehr; laßt sehn!" — (Sie liest.) — „Eine Zusammenkunft? Das geht nicht" — Wenn Ihr in die Messe geht — „Mama begleitet mich immer." Aber wenn er ein Bißchen früh käme. „Ich stehe immer zuerst auf und bin von Allen zuerst im Comtoir." Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel verschwindet die Kleine, man bezahlt mir meine zweitausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest Du ebenso gut, und Dir fehlt's an Brot? Schämst Du Dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan, sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenhunde! Jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu Allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sei, wie ihm wolle, dies ist der Text zu meinen öftern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen! Es wäre fast ebenso gut, nicht geboren zu sein."

Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben; ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich litt. Ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer

---

Baracan — auch bouracan (Littré), barcan, eine Art groben Kamelots.

so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte: „Was habt Ihr?"

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas Anderm zu reden. Unglücklicher, zu welchem verworfenen Zustand seid Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen Zustand nicht allzu sehr zu Herzen gehn. Indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht, Euch weh zu thun. Ich habe mir bei diesen Leuten etwas gespart.

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zulegte....

Hier findet sich im Manuskript eine Lücke. Die Scene ist verändert und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

Da fing er an die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus: „Nein die Sache ist richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen."

Ich. Verloren, wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein, gewonnen! Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben oder ein Thaler mehr, ist ganz Eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtstuhl zu gehen. O stercus pretiosum! Das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat Einer so viel als der Andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Bankerottmachen siebenundzwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst

---

O stercus pretiosum... Ständen — Der ganze Satz fehlt in der Ausgabe von Brière, das lateinische Citat auch in der oben erwähnten deutschen Uebersetzung. Man möchte vermuthen, daß dem Autor der Schluß des 34. Kapitels von Rabelais' „Pantagruel" vorgeschwebt habe.

ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter her; seine Seele schreitet nicht neben dem Zeremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder oder Niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an! Sie war strack wie ein Teufel, diese zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer als die an einem Drechselersrad gedient haben. Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott, ich sage Dir, gehen sollst Du, und so soll's werden!

Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt; er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts, das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon anders aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen, die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu sein, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Takt, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie Ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache, an Demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist, uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und

---

Unter dem Marmor faulen — „pourrir sous du marbre ou pourrir sous la terre". Aus diesem Motiv ist offenbar das Epigramm in den Zahmen Xenien (Werke, II. S. 379—380) entstanden: „Und wo die Freunde verfaulen".

Rothe und blaue Kinder — „pauvres enfants habillés de bleu, de rouge qu'on élevait à Paris dans un lieu fondé pour cela "(Littré).

diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank geberden muß.

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Akkorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte: „Nun, was denkt Ihr davon?"

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den Andern.

Alsbald kauerte er wie ein Tonkünstler, der sich vors Klavier setzt. „Ich bitte um Gnade für Euch und für mich," sagte ich.

Er. Nein, nein, weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt, ohne zu wissen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals.

Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte, denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt, so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Klaviere mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun sang er, präludirte, exekutirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht, von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte; man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz; man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein Geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben.

Endlich sagte er: „Nun seht Ihr" — und wandte sich um und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlief. — „Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch herauszuziehn."

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seid. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig; denn ist man denn in diesem Lande verbunden, das zu wissen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich gesprochen: es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch im —

Ich. Laßt das gut sein! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüsch.

Ich. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles, wie's Euch gefällt.

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da ging's übers Pflaster.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich Andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid —

Ich. Nicht so gar stattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich. Noch nicht; denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause — beim Henker! Den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man sein. Ich hatte eine Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig! Aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, setzte ich mich auch auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: „Es werde Licht", und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird!

Er. Bei Gott, so ist doch nichts störriger als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst bäte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltene Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, kokett sein!

Ich. Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie, das Leben mit Muth ertragen.

Da Ihr Heu in den Stiefeln habt — „avoir du foin aux bottes", sonst gewöhnlich in dem Sinne gebraucht, daß Jemand einen unerlaubten Gewinn macht. Der Ursprung des Ausdrucks ist zweifelhaft.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben wie die Andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und kokett ist. Wie, keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein Wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir, Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt wie die unsrige sind! Was sage ich „unnütz", vielleicht gefährlich! — Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe: Muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß.

Er. Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich, um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet, sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Klassische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund, Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sei, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich. „O Narr, Erznarr", rief ich aus, „wie ist es möglich, daß in Deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?"

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall

hinein, so bleiben sie drinnen. So viel ist gewiß, wenn man nicht Alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hin will, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehn oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ozean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig, es wäre besser, gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß Alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut sein. Ihr unterwiest, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja!

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott, und deswegen waren Jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie sie's Alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. „Was das Wetter schlecht ist, wie das Pflaster ermüdet!“ Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle Lemierre sollte eine Vestalin in der neuen Oper machen, sie ist aber zum zweiten Mal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie dubliren wird. Mademoiselle Arnould hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montami entschädigt. Im letzten Liebhaber-Konzert war eine Italienerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltner Körper, der Préville. Man muß ihn in dem galanten Merkur

---

Mademoiselle Lemierre — Goethe hatte ursprünglich einen Artikel über sie in den Anmerkungen geschrieben, ließ ihn aber aus dem Manuskript herausnehmen. (Briefwechsel mit Schiller, 3. Ausg. II. Nr. 997.)

Dubliren — Ausdruck für die zweite Besetzung einer Rolle.

In dem galanten Merkur — doch wol „Le Mercure galant ou la Comé-

sehen. Die Stelle des Räthsels ist unbezahlbar. Die arme Duménil weiß nicht mehr, was sie sagt, noch was sie thut..... Frisch, Mademoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle .... wie heißt sie doch — einer kleinen Kreatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so Mancher unterhalten hatte — „Geht, Rameau, das ist nicht möglich" — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. — „Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist." — Desto besser — „Warum desto besser?" — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage, ehe er stirbt .... Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war; denn wir sind Alle große Klätscher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: „Er ist doch immer allerliebst." Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Klavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. „Nun, das geht so übel nicht (sagt die Mutter), man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seid, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt." — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: „Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol." Die Mutter: „Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich steh' nicht am Klavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es sein. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts, was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts." Nun fing ich diese Streiche ein Wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein Wenig studirte; aber so ganz

---

die sans titre" von Edme Boursault (1638—1701), ein Stück, welches sich ebenso wie sein „Ésope à la cour" lange auf dem Repertoire gehalten hat

Sol, sol, sol — das G in der Tonleiter.

übel geht es doch nicht — „An Eurer Stelle hielt' ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest." — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist; und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — „Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seid zu gut. Das ist von der Lektion das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird." — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche, und die Mutter sagte: „Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren." Ich schwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lektion in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage — ist es denn anders?

Er. Bei Gott, das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Klavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich, als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort sein, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da giebt's ein Konzert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr.

Ich. Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig! Und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie Jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie Alle im Munde haben und Niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen giebt wie eine allgemeine Grammatik, so giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helft mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht. Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Stil wimmelt von französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advokat, der Prokurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehrern Punkten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, soll alle das Redegeflechte nur sagen: selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut, die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und Alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst oder, was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die Einzigen, die reich werden und die man schätzt.

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotism fast aller Stände; denn es giebt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug, ein allgemeiner Idiotism ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist's, zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Kredit, nichts an sich; aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: „Guter Ruf ist goldnen Gürtel werth." Indessen nicht immer hat Der einen goldnen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß: wer den goldnen Gürtel hat, Dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache, und zwar durch das,

---

Guter Ruf ist goldnen Gürtel werth — sprichwörtlich („Bonne renommée Vaut mieux que ceinture dorée").

was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut; das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das Alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja, ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein Andrer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäkler. Ich und viele Andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen Einer den Andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst wie jetzt die Guimard rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezirer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne Jemand verkürzt zu haben; und das geschieht ihm Recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundre ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wiedererstatten, und ich bin fest entschlossen, wiederzuerstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehn hätte. Erinnern würde ich mich an Alles, was sie mir Leids gethan,

und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd' ich. Ich will gelobt sein, und man wird mich loben. Das sämmtliche Klatschpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. „Frisch, Ihr Schurken, man unterhalte mich!" Und man wird mich unterhalten. „Man zerreiße die rechtlichen Leute!" Und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns dutzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Märchen erfinden, an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei, daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen deklamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik und gehen solchen kleinen Katonen wie Ihr über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seid. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wol gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsre Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe, was ich Euch soeben vertraute. So viel ist aber gewiß: das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seid Ihr nun, Ihr Andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sei für Alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert Ihr mit dem Namen der Tugend, Ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will! Aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gesteht nur, verteufelt traurig würde sie sein. Leben soll mir dagegen Salomon's Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche

Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist Alles eitel.

Ich. Wie, sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Besehtʼs genau, und Ihr werdet finden, fast immer istʼs Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist! Denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein?

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eignen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wol nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche Leben, ins Laster stürzen?

Er. Das ist standsmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen, wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er. Desto schlimmer für sie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wol Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht, es ist manchmal schwer, Geld zu finden, und drum ist es klug, sich von Weitem vorzusehn.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen, was Ihr wünscht; so würde die Ge-

sellschaft sehr langweilig sein, wenn Jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute so delikat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müssiggang.

Er. Glaubt's nicht! Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er. Glaubt's nicht! Sie sind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Desto besser. Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrükkenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am Schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene; ich kenne wol Handlungen, welche gethan zu haben ich Alles hingäbe, was ich besitze. Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach

---

Das Andenken des Calas — Jean Calas in Toulouse wurde am 9. März 1762 auf den Verdacht hin, seinen Sohn, der zum Katholizismus übertreten wollte, ermordet zu haben, gefoltert und gerädert. Voltaire gab der Familie einen Zufluchtsort, lenkte durch seine Schrift „Sur la tolérance" die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Sache und erreichte schließlich die Kassirung des Urtheils durch das Parlament zu Paris am 9. März 1765.

Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem ältesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborner, ein verzogner Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborne, der, in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hilfe, er eilt, seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude, und das Vergnügen versetzt mir die Stimme.

Er. Ihr seid wunderliche Wesen.

Ich. Ihr seid bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist, unglücklich zu sein unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte; denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen sein?

Ich. Um glücklich zu sein, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffne Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu sein.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte?

Ich. Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu sein.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen.

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation

zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wol ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben; denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man Andere leiden. Das ist weder meine Sache noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich sein, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht, die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich sein. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich, kurz und gut, so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu sein. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern scheint, was thut er? Alles, was er kann, um sich zu überreden, daß er herzhaft ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Eurigen, zeigt ihm Euern Stock oder gebt ihm einen Tritt in H—n! Ganz erstaunt, sich so feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei; denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachäffung muthvolles Betragens

hatte er sich selbst überzeugt; er machte so lange die Geberden, daß er glaubte, die Sache zu haben. — Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt, brennt ihr Herz deshalb weniger? Entwischen ihr nicht Seufzer? Entzündet sich nicht ihr Temperament? Ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Gebieterin Hilfe zu leisten, die gefährlich krank scheint? O, gute Justine, lege Dich wieder zu Bette! Dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. — Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müssiggang zu verachten, zu katonisiren, was wäre er? Ein Heuchler. Rameau sei, was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüstchen Brod allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es ist, und seid nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein Wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wol wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen ... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: Krieche! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wol, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten, und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von

dem konfusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem Alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischern Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Père Noël, der häßliche Benediktiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? Lacht er nicht? Das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien sei'n verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muskularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich.

Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend wie ein Automat. Er sagte: „Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht! Das muß mit Feinheit behandelt werden." Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih' mir, ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig

---

Von dem konfusen Zustande — „de la potaudière". Der Ausdruck „la cour du roi Petaud" bezeichnet einen Platz der Verwirrung und Unordnung.

thut, der man wol sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item, sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item, sie will Witz haben; item, man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als Jemand; item, das weiß nichts, und das entscheidet auch; item, man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ- und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach, was ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das grenzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen als der Elende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann! Was soll man aber von Andern denken, von Solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die Andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein Wenig besser; denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an, so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Borborygmen — *βορβορυγμός* = das Knurren.

Stentor — der mit eherner Stimme, der so laut sprach wie andere funfzig. (Ilias, V. 785.)

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein, ich bin ein Wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg ungewiß! Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: „Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch ...“ Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dies läßt sich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beispiel die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn Alle zusammenreden, so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Bald bring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf- und abzuzucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber Niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich. Das ist wahr, es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein, man muß gestehen, Ihr habt das Talent, Narren zu machen und sich zu erniedrigen, so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, Alle, so viel

Wie eine Bombe — im franz. Texte „comme une cominge“, ein Ausdruck, der auf einem Scherz beruht, den Ludwig XIV. bei der Belagerung von Mons über seinen Adjutanten, den Grafen von Cominges, machte.

ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der Beste unter ihnen, zum Exempel Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, sich über die Dummheit Derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt, sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Grenzen. Nur vor Gott und einigen seltnen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Euerm kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernste, Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von sich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn; laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet! Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war, bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte, bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden! Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab; denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Dekoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpachter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut;

Ihr seid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dessenungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster! Das wird Euch solche Dinge erzählen — und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die Niemand weiß als ich!

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben; was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen Einem den Muth; man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! Die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genies, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht, zum Beispiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wol vor mir angewendet haben; aber wer hat wol gefühlt, wie bequem sie sei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken, verachtete. Ich habe zehn Mittel, mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln giebt's manches neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent, junge, schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe Manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das Alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wol Genie zugestehn.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf' ich das Alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Kardinal, und seinen Sekretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lektion gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sei?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten —

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publikums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer Dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie — des Publikums, das die emphatische Clairon ebenso begünstigt, die magerer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß Alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein Wenig zu; aber was thut's? Haben wir nicht die schönste Haut, die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist Keine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art.

Daß Alles brechen möchte — im franz. Text „à tout rompre".
Daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind — „que nous sommes en pelotons d'agréments".

Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respekt entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl, und würde ... Nun, wie steht's aus? Ihr wißt wol nicht, woran Ihr seid? Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher- oder boshafterweise redet. Ich bin ein gerader Mann; seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite!

Er. So sprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen! Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. **Ingenii largitor venter.**

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, Jene sind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir, es zu sagen.

Ich. Ist denn Einer, der sich untersteht, Eurer Meinung zu sein?

Er. Was heißt Ihr Einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur einer darunter, und zwar Jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? Denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die

---

Ingenii largitor venter — Vgl. den Prolog zu den Satiren des Persius. V. 10 und 11: „Magister artis ingenique largitor Venter" (Lehrer der Kunst und Spender des Talentes ist der Magen); doch hat Diderot vielleicht auch aus Rabelais geschöpft, den er nicht selten benutzt.

uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein von solchen, die verletzen; denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist, wahr zu sein, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falsch zu sein. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen; vernünftig, desto besser, — ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin; ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich Niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben giebt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem **Faux Généreux**, alle verschrieenen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erste Mal, wenn sie sich zeigen, muntre ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die

---

Den Charakter frisch wie eine Weide — „le charactère franc comme l'osier", sprichwörtlicher Ausdruck, um die Aufrichtigkeit zu bezeichnen.

Palissot nach seiner Zara — im Text: „après sa Zarès". Dies Stück wurde 1751 geschrieben und später, da es keinen Erfolg hatte, zu einem „Ninus" umgearbeitet.

Platte Schmarotzer — „plats, parasites". Nach dem Komma des franz. Textes wären zwei Klassen von Menschen bezeichnet: „Schwachköpfe und Schmarotzer", was auch besser zum Folgenden paßt.

nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir Alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger Alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Mésenge und Villemorin; dann giebt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß, mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels „Die Philosophen" erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers hab' ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr seid nicht mehr geschont als ein Anderer.

Ich. Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind Viele, und Jeder muß seine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brod.

Er. Ich sagte es Euch schon, wir sind ohne Konsequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben Niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé ist nur boshaft vor Tafel; nach dem Kaffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsockel gestemmt; da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: „Nun, nun, was giebt's?" — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire. — „Verstehen wir uns! Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste!" — Nicht das Mindeste? — „Nein" ... Und

---

Scene des Büchertrödlers — Diese Scene, in der Diderot unter dem Namen Dortidius heftig angegriffen wurde, ist in den späteren Ausgaben des Stückes weggelassen.

nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. „Der Geschmack", sagt er ... „der Geschmack ist ein Ding" ... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es selbst nicht. — Manchmal haben wir Freund Robbé; der tischt uns seine cynischen Märchen auf von konvulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war, manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen; er hat das Ansehen eines Besessenen; Alle schreien um ihn her: „Das heißt doch ein Poet!" ... Unter uns, diese Poesie ist nichts als ein Charivari von allerlei konfusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des Babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehen, der aber Verstand wie ein Teufel hat und boshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Nasenstübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen, daß es ebenso leicht ist, ein Mann von Geist zu sein und das Ansehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dies ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe fast Niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere und gab es ihm zu verstehen. „Aus der schlechten Gesellschaft", antwortete er mir, „läßt sich Vortheil ziehen wie aus der Liederlichkeit. Hier entschädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des Verlustes der Unschuld; in der Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein Wenig gelesen."

Ich. Was habt Ihr gelesen?

Er. Gelesen habe ich und lese, und unaufhörlich lese ich wieder Theophrast, La Bruyère und Molière.

Er hat Recht — Diese Worte, welche nicht in den Zusammenhang passen, wenn sie nicht Diderot selbst sprechen soll, fehlen im franz. Text.

La Bruyère — berühmt durch seine dem griechischen Philosophen Theophrast nachgeahmten „Charactères". Er lebte von 1639 oder 1644 bis 1696.

Ich. Das sind vortreffliche Bücher.

Er. Sie sind viel besser, als man denkt; aber wer versteht sie zu lesen?

Ich. Jedermann, nach dem Maaß seines Geistes.

Er. Fast Niemand. Könnt Ihr mir sagen, was man darin sucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? Denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Lasters.

Er. Ich aber lerne daraus Alles, was man thun soll, und Alles, was man nicht sagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, so sage ich mir: „Sei geizig, wenn Du willst, nimm Dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden!“ Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir: „Sei ein Heuchler, wenn Du willst, aber sprich nicht wie ein Heuchler! Behalte die Laster, die Dir nützlich sind, aber bewahre Dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die Dich lächerlich machen würden! Und Dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren, mußt Du sie kennen. Nun haben sie Dir diese Autoren vortrefflich geschildert.“ Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von Denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei Denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser, insolent zu sein als so auszusehn. Ein insolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein insolentes Ansehen verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sei! Ich habe hier kein anderes Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was Andre aus Instinkt thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt, bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern, es glücklich erwischen. Dann erinnere ich mich an Alles, was Andre gesagt haben, an Alles, was ich gelesen habe; und dann füg' ich noch Alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir diese Geheimnisse zu

eröffnen; sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widersprächt Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht; denn für **einen** Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es giebt keine bessere Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat Jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertin's und mehrerer Andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seid Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sei, was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wäre ich tugendhaft gewesen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein Andrer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich „lasterhaft" sage, so rede ich nur Eure Sprache; denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wol möglich, Ihr hießet Laster, was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend. — So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moëth, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten. — Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-Coureur, les Petites-Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur litté-

---

Die großen Kritiker der Literatur. — Die angesehenste unter den genannten Zeitschriften war „L'Année littéraire", welche von 1754—1776 von dem älteren Fréron, dem bekannten Gegner Voltaire's, später bis 1790 von dem Sohne Fréron's redigirt wurde; Herausgeber des „Observateur littéraire" war der bekannte Marmontel, des „Censeur hebdomadaire" d'Aquin.

Blättler — „feuilliste". Das Wort, welches bei Grimm fehlt, hat Sanders aus Gotter's Schriften und aus Riemer (über Goethe) nachgewiesen.

raire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Wuchrer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum ersten Mal an unserm Horizont zur Stunde, die uns Alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich Derjenige unter uns, der ein Vierundzwanzigsousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wol über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genetzt erscheint, und kommt Abends doch wol selbst ebenso zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja, es war einmal Einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander; der Gläubiger wollte bezahlt sein, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf, ohne durch Jenes Hände gegangen zu sein. Es wird aufgetragen; man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. „Wie," sagte ich, „Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat — bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armem, platten Schuft Euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c—o fra duoi c—i."

Der Abbé, ein guter Teufel, der Alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. „Rameau, Ihr seid ein impertinenter Bursche!" — Ich weiß es; denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — „Ein Schuft!" — Wie ein Andrer. — „Ein Bettler!" — Wäre ich sonst hier? — „Ich werde Euch hinauswerfen lassen." — Nach Tische werde ich von selbst gehen. — „Das rath' ich Euch." .... Man speiste, und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich nie-

---

Messer Gaster — „Messire Gaster" (mein Herr Magen).

mals getrutzt habe — jetzt entschloß ich mich und schickte mich an zum Weggehen; denn ich hatte doch in Gegenwart von so Vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wol halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, Jemand würde als Mittelsperson auftreten, und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich; denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düstrer und schwärzer als Apollo beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: „Aber, Mademoiselle, was giebt's denn Besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden?" — „Ihr sollt fort!" — „Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt." — „Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . ." — „Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm und mit mir so viele schöne Wesen, als ich bin." — „Frisch, kleiner Rameau, Ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten!" — „Was brauch' ich die?" — „Fort, fort, das wird sich Alles geben!" — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé: „Abbé," sage ich, „das ist Alles doch sehr lächerlich, nicht wahr?" Und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von andrer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. „Mein Herr, hier ist der Narr . . ." — „Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen!" — „Man ist erzürnt . . ." — „Ja, sehr erzürnt!" — „Das soll nicht mehr begegnen!" — „Beim ersten Schuft . . ." — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht. Genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände giebt,

---

Apollo... da er seine Pfeile... schießt — mit Beziehung auf Ilias, I. V. 46 ff.

Beim ersten Schuft . . . — „Qu'au premier faquin . . ." Die zu erwartende Ergänzung ist weder im Original noch in der Uebersetzung deutlich.

wo ich Alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih' mir, soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja, platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sei eine Rolle, die Eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — „Und wer denn, wenn's beliebt?" — „Wer denn? Schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . ." — „Mademoiselle Dangeville — wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen?" — „Ja, ein Wenig; aber sie ist es nicht." — „Und wer denn?" — Ganz leise sprach ich den Namen. — „Sie!" — „Ja, sie," versetzt' ich ein Wenig beschämt; denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal, wie

---

Alles unter mich gehen lasse — fehlt in der Ausgabe von Brière.

man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publikums, das richtig urtheilt, man mag sagen, was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: „Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers.“ „Der Schuft, wird er schweigen? . . .“ Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt, es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der Alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: „O, es ist Rameau ...“ Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte dreinzuwerfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir albernerweise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik, und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, Jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen „der Große“ manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls

---

Ich las ... gebeugt stand — fehlt in der Ausgabe von Brière.

seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als Jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit; ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an, ein Wenig schwer zu werden; man erzählt die lustigsten Märchen.

Ich. Ich hoffe, doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich, mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist Alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir früher oder später das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft, besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenoß, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat? Palissot hat Spottreime machen müssen, und Lebrun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinsineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen, sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei er-

---

Der Abbé Rey hat Unrecht — Im Original folgt hier noch ein

heben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich kuriren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Religion abſchwören läßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf dem Theater als einen der gefährlichſten Schelme dargeſtellt hat — eine Unklugheit, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel vorhanden iſt, noch ſich künftig finden wird. Nein, es iſt alſo nicht Paliſſot, es iſt Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Verſailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinſtreckt und der Burſche ſeinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das Alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für Den, der ihn nicht kennt oder vergißt. — Wie viele Menſchen laſſen ſich nicht durch dieſen allgemeinen und heiligen Vertrag entſchuldigen, die man der Bosheit anklagt, indeſſen daß man nur ſich der Dummheit anklagen ſollte! Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her ſolches Volk verſammelt, das man in Eurer Sprache „Espèces" nennt. Wenn dieſe Especen Euch Schlechtigkeiten begehen und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, ſo thun die Rechtlichen, was ſie ſollen, und die Especen auch. Ihr aber habt Unrecht, ſie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und ſtill mit ſeiner Geliebten, hätten ſie ſich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntſchaften erworben, hätten ſie um ſich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten ſie einer kleinen erleſenen und erleuchteten Geſellſchaft die Stunden aufbewahrt, die ſie der Süßigkeit, zuſammen zu ſein, ſich zu lieben und ſich's im Stillen zu ſagen, entziehen mochten, — glaubt Ihr, daß man gute oder ſchlimme Märchen auf ſie gemacht hätte? Aber was

---

Skandaloſum, das zwiſchen einem Buchhändler, ſeinem Compagnon und ſeiner Gattin vorgefallen iſt.

Das man ... Espèces nennt — ein kaum überſetzbarer Ausdruck. „Espèce", ſagt Littré, „se dit de personnes auxquelles on ne trouve ni qualité ni mérite". Man vgl. auch S. 86.

ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt, Gerechtigkeit zu üben an den Mésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber Jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn Die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprokuratoren: einer, der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre; diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet sein. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbessre sich, oder man bleibe, was man ist, aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt Recht.

Er. Uebrigens, was die bösen Märchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit — — — (Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein skandalöses Märchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was Anderm reden! Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete, zudringlich zu sein.

Er. Nach dem, was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr ver-

Mésenges und Bertins — bei Brière nur „des M · · · et des B · · ·"

worfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen, aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deshalb tadle. Ihr seid beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. — Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu sein, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm; aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur oder durch Bemühung seid, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug, vollkommnere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr.

Er. Nein!

Ich. Also Palissot?

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich. Und wer kann wol werth sein, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören; aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wol. Dieser lebte bei einem guten, redlichen Abkömmling Abraham's, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Eine den Sternen gleiche Anzahl — vgl. 1. Buch Mos., 15. 5.

Ich. Bei einem Juden?

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsre Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß Dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deshalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte! Einige Monate gingen vorbei, und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein bessrer Freund in allen Stämmen Israel's zu suchen sei . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen! Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Projekt zerstören; denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort!

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. — Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu; auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? ... Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochner Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd — „Was habt Ihr?" — „Wir sind verloren!" — „Verloren, und wie?" — „Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung!" — „Erklärt Euch!" — „Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole!" — „So erholt Euch!" sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: „Du bist ein abgefeimter Spitzbube; ich weiß nicht, was Du für Nachricht bringst; aber Du bist ein Spitzbube; Du *spielst* den Erschrockenen."

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maaß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! „Wir sind verloren, verloren ohne Rettung!" . . . Fühlt Ihr nicht die Affektation dieses wiederholten verloren? . . . „Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten." Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet, sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen! Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat — ?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Auto-da-fé bereitet. — „Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun?" — „Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich! Die Prozedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um Alles zu verkaufen! Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen; ja, durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehn. Und so wollen wir Beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen und in Sicherheit dem Gesetz Abraham's und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen." — Gesagt, gethan! Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begiebt sich an Bord, und weg ist er. Und Ihr denkt wol, das ist Alles? Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu sein; denn Ihr wärt nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem Niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm

und nach einigen Tagen ein Luftfeuerchen mit ihm anstellte. Und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings Derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sei, und solltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Taugenichtse setzen; dann wollt' ich rufen: „Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!" Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! „Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!"

Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltnen Stellen, komponirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand. Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb, in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte: „Was habt Ihr? Befindet Ihr Euch übel?"

Ich. Ein Wenig. Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So ist's auch.

Vivat Mascarillus, fourbum imperator — Maskarill, die stereotype Figur der italienischen und französischen Komödie, die z. B. Lessing in seinem „Schatze" noch hat; — fourbum ist der Gen. Plur. des latinisirten „fourbe", Betrieger.

Und nun führte er . . . auf — in der neueren Uebersetzung: „Nun begann er auf diesen Text" u. s. w., wodurch allerdings der Zusammenhang deutlicher wird.

Nachdem wir Beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen: Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Komponisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott, dafür stehe ich Euch. Wie ist das deklamirt, welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir Alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort „Gesang" aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff als Ihr und die meisten Euresgleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Skulptur und Poesie wol anpassen ließe. Nun auf Eure Frage zu kommen: „Was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges?" Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesangs, stark und

---

Muster des Gesangs — „type du chant", d. h. welches dasjenige ist, wonach der Gesang sich zu richten hat.

wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto wahrer, desto schöner wird er sein. Und das haben unsre jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: „Je suis un pauvre diable“, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: „O terre, reçois mon trésor“. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken giebt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Deklamation; das ist vortrefflich, ich sag' es Euch. Geht, geht, die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: „Mon cœur s'en va!“ Hört den Gesang, hört die Begleitung, und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sei zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs! Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Deklamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Takt, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: „Musices seminarium accentus,“ der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Rezitativ schreiben zu können! Es giebt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Rezitativ machen könnte, kein schönes Rezitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß Einer, der gut rezitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn Der, der gut singt, nicht gut rezitiren sollte. Und glaubt nur Alles, was ich Euch da sage! Denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein Wenig platt sein.

Er. (sich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte — denn hier sind viele Leute, die mich kennen.

Campra ... Mouret — Der Erste (1660—1738) Maître de musique an Notre-Dame, der Zweite Kammermusiker und Direktor des Concert spirituel.

Sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer lieb heißen mögt. Aber von Stein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halse hinge, so gäbe er mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Oktave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu, und dem sämmtlichen Teufelslärm. Alle, die anfangen, sich darauf zu verstehen, und die das Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig, diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracallo haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Ehmals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talents lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen; jetzt fällt das Alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Rebel und Francoeur deshalb Feuer und Flammen. Sie sagen, Alles gehe verloren, sie seien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsänger dulde, so sei die Nationalmusik zum Teufel, und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wol was Wahres dran. Die alten Perrücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum? Warum wenden sie sich nicht an mich? Duni's Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute

---

Das Stabat von Pergolese — Man vgl. die Uebersetzung desselben in Wieland's Werken, VI. S. 43 ff. unsrer Ausgabe.

Tracallo — nach dem französischen Texte, die Ausgaben: „Tracolle". Ist das Intermezzo Pergolese's (Livietta e Tracolo) gemeint?

Tancrède... Armidens — Die sechs ersten Opern oder Ballets von Jean Philippe Rameau; zu den letzteren gehört auch die mehrfach erwähnte Komposition „Les Indes" oder vielmehr „Les Indes galantes"; dagegen ist Armide eine Oper von Lulli und Quinault.

Rebel und Francoeur — die damaligen Direktoren der großen Oper in Paris.

Vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet — Der Komponist ist Duni; über die Weissagung s. S. 113.

Die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind — „Il y a un chat à ferrer dans le célèbre impasse".

haben ihre Symphonien aufgegeben, um italienische Symphonien zu spielen; sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vokalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte — abgezogen ein Wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger Einen wol verleiten kann — wie sich der Gesang zur natürlichen Deklamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der Erste, der etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Naturaccente, durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen; denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Viktorien behalten? Va-t'en voir s'ils viennent, Jean! Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italienischen oder französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren, Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der italienischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh, ja, ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht Langeweile haben würden

---

Locatelli — Pietro Locatelli, Violinvirtuos aus Bergamo, † 1764 in Amsterdam.

Va-t'en voir s'ils viennent, Jean — Man vgl. Werke, I. S. 86 ff.; es ist der Refrain eines von Goethe nach dem Französischen bearbeiteten Gedichtes, das früher als seine eigene Dichtung galt.

Ragonde und Platée — Unter dem ersten ist vielleicht „Le mariage de Ragonde et de Colin ou la veillée de village, divertissement en musique" von Destouches gemeint, welches unter dem Namen „Les Amours de Ragonde" häufig gespielt wurde; Platée ist der Name einer Oper Rameau's.

bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht sein. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit, und laßt Euch nicht stören! Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen giebt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich. Es ist etwas Vernunft in Allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? Desto besser! Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe! Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetwegen! Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des fous, dem Peintre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse, und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehabenen Augen und Händen aus: „Ob das schön ist? Bei Gott, ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren

---

Alle Duhamels — Hier ist der ältere Duhamel gemeint (1624—1706), der als Sekretär der Akademie Vorgänger Fontenelle's war.

Ile des fous — Eine Oper dieses Namens giebt es von Anseaume, von dem übrigens auch eine mit dem Titel „Peintre amoureux de son modèle" angeführt wird.

Maréchal ferrant — von Quetant, dem Verfasser des „Maître en droit".

am Kopf haben und eine solche Frage thun kann?" Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton nach Maaßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Geberden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: „Gut, er verliert den Kopf, und eine neue Scene ist zu erwarten." Wirklich bricht er auf einmal singend los: „Je suis un pauvre misérable ... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir! . . O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre . . . Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire . . . A Zerbina penserete . . . Sempre in contrasti con te si sta . . ." Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italienische, französische, tragische, komische, von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß stieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen, und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Geberde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Ziererei vor; nun ist er Priester, König, Tyrann; er droht, befiehlt, erzürnt sich; nun ist er Sklave und gehorcht. Er besänftigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Takt, im Sinn der Worte des Charakters, des Betragens. Alle die Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen und sich um ihn versammelt; die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus, so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli singt. Hier wiederholte er mit einer Präzision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Rezitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalem's malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor, und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Ge-

---

Jomelli — (1714—1774) Komponist von Opern und Kirchenmusik.

fangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell, um zur Stimme zurückzukehren, Eins ins Andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unsrer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja, ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig; doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur. — Aber Ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagot vor, einen schreienden, näselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme, die Saiteninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs Genaueste anzunähern suchte; er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Geberden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Geberde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirne, der Länge seiner Wangen folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befurchte den Obertheil seines Kleides. Was begann er nicht Alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher, seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren; bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermischt mit dem Gezisch der Winde, dem Lärm des Donners; es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen; denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wiederzuerkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseins; er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. Gleich Einem, der beim Erwachen sein Bett

von einer großen Menge Personen umgeben fände, so in einem völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtsein dessen, was er gethan hat, ruft er im ersten Augenblick: „Nun, meine Herren, was giebt's? Was lacht Ihr? Was erstaunt Ihr? Was giebt's denn?" .... Dann setzte er hinzu: „Das heißt man eine Musik, einen Musiker. Indessen verachte man nicht gewisse Gesänge des Lulli! Die Scene „J'attendrai l'aurore" mache man besser, ohne die Worte zu verändern! Ich fordre Jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester- und Opferzüge! Pâles flambeaux, nuit plus affreuse que les ténèbres!... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli...." Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne gewaltsam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wir steckten unsre Finger in die Ohren. Er sagte: „Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten und Drei Könige sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik setzen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch geboren werden; aber sie kommen schon noch dazu. Hören sie nur genug den Pergolese, den Sachsen, Terradeglias, Traetta und Andre, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu."

Ich. Und wie? Hätten Quinault, Lamotte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wissen, wie leer das von Hilfsmitteln für unsre Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen, laßt Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig; denn nichts ist drin, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Ebenso gern komponirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns

---

Den Sachsen... Metastasio — Der Erste ist der berühmte Hasse (1699—1783), der in Italien Il Sassone genannt wurde. — Domenico Terradeglias, aus Barcelona, zuletzt Kapellmeister in Rom, und Thomaso Traetta, Kapellmeister in Neapel, waren Komponisten italienischer Opern; der Berühmteste unter ihnen und der eigentliche Schöpfer des neueren italienischen Singspiels aber ist Pietro Metastasio (1698—1782).

frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt sein, die Phrase muß kurz sein, der Sinn abgeschnitten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowol wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die französische lyrische Poesie viel schwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulassen und von selbst diese Bequemlichkeiten darbieten ... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose! ... Ah! je languis, je meurs! ... Un feu secret s'allume dans mes sens! ... Cruel amour, que veux-tu de moi? .. Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui! ... Rends-moi la raison! ... Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjektionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen; wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken! das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne! Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor.

Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand oder wenig Theil an seiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten als sich unterrichten; und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir: „Ich weiß nicht, wie mir ist. Als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich schnell angepackt."

Ich. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt, mir Alles gefallen zu laſſen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Menſch huſtet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiener, ein Duni kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſrer Muſik ein Ausdruck zu geben ſei, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Taktarten, allen Pauſen, allen Deklamationen fügen könne, und das, ohne die Proſodie zu verletzen? Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges, raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja, einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Silben zieht, mit einer Honigſtimme, genug, jede Leidenſchaft, es ſei, welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Vorbild des Muſikus zu ſein — ein Solcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen: einmal, daß die langen und kurzen Silben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer; daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt, faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß Der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: „Wehe mir Unglücklichem!“ die ausrufende Silbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die Oktave oder ein größeres Intervall und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Silbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armidens „Le vainqueur de Renaud, si quelqu'un le peut être“, das entſchloſſene „obéissons“ aus den galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Deklamation anführten? Jetzt zuck' ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge, wie die Kunſt vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin ſie gelangen kann. Indeſſen trinken wir Eins!

Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wiſſen, was er that, und

Die Parentheſe Armidens ... quelqu'un le peut être — Die Worte Armidens lauten wie oben in der gleichnamigen Oper Quinault's und Lulli's, der nächſte Vers heißt: „Sera digne de moi“. Der Text iſt in ſämmtlichen Ausgaben entſtellt.

war auf dem Wege, sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm: „Wie kommt's, daß mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst Ihr so blind gegen sittliche Schönheit sein könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?"

Er. Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Fiber, die man immer kneipen mag, und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt, und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden? Und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe! Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich, bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit sein. Ist er bestimmt, ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde wie der Vater, so wäre die sämmtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man Deren so Viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Espècen; von allen Spitznamen ist dies der fürchterlichste; denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espèce. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, so verlör' er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu

---

Erbfaser — „molécule", welches allerdings sonst in anderem Sinne als kleinster Theil der Materie gebraucht wird; die neue Uebersetzung behält den französischen Ausdruck bei.

Espècen — s. die Note zu S. 70.

der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts; ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn; er ist schon gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen; ich fürchte, er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Solltest Du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich drehte Dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu Allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich sein wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espèce von Beschützer und einer Espèce von Beschütztem. Dieser war an Jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wol dienen könne. — „Mein Herr, was versteht Ihr?" — Ich verstehe Mathematik so ziemlich. — „So unterrichtet in der Mathematik, und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben." — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert. — „Kämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein." — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie. — „Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht; aber es giebt keine." — Ich bin ein guter Musikus. — „Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann — ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unter-

---

Ich selbst habe ... zu haben scheint (S. 88. Z. 7) — Diese ganze Partie fehlt in der Ausgabe von Brière und in der neuen Uebersetzung.

Pufendorf und Grotius — der Erste (1632—1694) bedeutender Jurist und Historiker, der Zweite (1583—1645) gleichfalls als Jurist und Historiker, aber auch als Humanist und Philosoph ausgezeichnet.

richt, und ich gebe Euch fünfundzwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch, und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil."

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist Alles, und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich, meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen, sobald ich einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sei, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Finger Alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche, und so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tages . . . .

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist Alles vorbei.

Ich. Auch nach so muthigen und weisen Ansichten bestehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projekte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach, wenn's nur ebensowol ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen, was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen und nicht deshalb auf dumme Weise wie die meisten Väter, die nichts Schlimmers thun könnten, wenn sie aufs Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in

Paris zu leben bestimmt ist, die lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantwort' es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich sein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein Wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie Andre mehr ....

(Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wornach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als Jene; er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

O fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch wie ich, doch nach Beispiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maaß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen; das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie; diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Akkorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen: ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euren!

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte wie Ihr! Aber ich spreche einen verteufelten Mischmasch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen, und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedikation zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

Ich. Das Alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu sein.

Er. Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollnen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein, wenn man nicht reich ist und sich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es giebt Leute wie ich, die den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man giebt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

Ich. Des Menschen?

Er. Des Menschen! Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten Dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß, wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Ver-

nunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten; aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehn wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Lassen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und Andere wieder zu entzücken, — wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sei?

Anstatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief: „Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie; ein ernsthaftes und gebietrisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Vetter zusammenraffte, da schnitt sie eine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine Fratze ...." Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter; es war Verachtung, Geringschätzung, Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg und sagte: „So machte sie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken,

---

Leo, Vinci — Leonardo Leo (1694 oder 1701 — 1742 oder 1743), einer der vorzüglichsten Komponisten seiner Zeit und als Lehrer am großen Konservatorium zu Neapel zugleich Bildner zahlreicher Schüler, wie Pergolese's, Traetta's, Hasse's. — Leonardo da Vinci (1690—1732) wurde namentlich durch seine Oper Farnace (1724) berühmt, auf die bald viele andere folgten.

wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälsen, glotzenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehn. Auch krumme Hälse gab's und dann trockne Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sah; denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort schon fertig gefunden: „Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiten", mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel, um es wieder zu erhaschen."

Ich. Ich kenne diese Mittel; Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Leblanc sagte. Der Abbé sagte: „Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine." — Der Weltmann antwortete: „Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen." — Der Abbé versetzte: „Das habe ich eben versucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn."

Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu: „Mir scheint, es ist doch was dadrinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus."

Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte: „Entweder ist Niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten." Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte: „Ich fühle, ja, ich fühle ..." Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer

---

Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiten — „L'argent des sots est le patrimoine des gens d'esprit!"

erstaunenden Wahrheit. Dann setzte er hinzu: „So ist's recht, glaub' ich. Nun kommt's! Da sieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend, der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gevattergeklatsch: „„Heute war der Boulevard allerliebst. — Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? Er spielt scharmant. — Herr so und so hat das schönste graugeapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. — Die schöne Madame N. N. ist auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? — Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten. — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem seinigen greifen ...““ Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?“

Ich. Nein, man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speiste trocknes Brod und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und sein ganzes Dasein an etwas Ungewisses wagen? Und der Name, den ich führe! Rameau, Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt, und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume; aber was schadet das? Mit dem Talent ist's

---

Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin — im Text, wenigstens bei Brière: „A l'enfant d'Arlequin perdu et retrouvé.“

ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter sein als er; man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich, und der Topf siedet; ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt sein, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum ersten Mal sagte: „Was hast Du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst Du? Du möchtest gern etwas gemacht haben oder machen, woran sich die Welt entzückte . . . Nun denn! So blase und rühre die Finger! Schneide das Rohr zu, so giebt es eine Flöte." Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnon's bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnon's?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnon's Bildsäule standen viele andre, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet, und wer noch? Voltaire. Und der Dritte? Voltaire. Und der Vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Hasse, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott, der Gesang hat und Ausdruck. Das ist nun wol eine kleine Zahl Memnons. Das Uebrige will nicht mehr heißen als ein Paar Ohren, an einen Stock genagelt. Auch sind wir Uebrigen bettelhaft, so bettelhaft, daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache! Ich seh' es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft; aber es verkältet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch ist Der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war schon einmal so unge-

---

Die Statue Memnon's bleibt mein Nachbar — „je reste autour de la statue de Memnon." Der Sinn ist: „Ich werde nicht zur Memnonssäule, es geht mir nicht wie ihr."

Tartini — Giuseppe Tartini (1692—1770), Komponist und Violinspieler ersten Rangs (il maestro delle nazioni).

schickt! Ich reiste durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich. Unter dem löcherigen Faß?

Er. Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verschwendrischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musizirte, wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne; die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Kreatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: „Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselbigen Preis." Gesagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig; der Jude läßt ihn protestiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu sich selbst: „Niemals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen." Vor Gericht fragte er den Kuppler: „Diesen Wechsel, von wem habt Ihr ihn?" — Von Euch. — „Habt Ihr mir Geld geborgt?" — Nein! — „Habt Ihr mir Waaren geliefert?" — Nein! — „Habt Ihr mir Dienste geleistet?" — Nein, aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen. — „Ich habe ihn nicht unterzeichnet." — So wäre ich also ein Verfälscher? — „Ihr oder ein Andrer, dessen Werkzeug Ihr seid." — Ich bin ein Schuft; aber Ihr seid ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Aeußerste! Ich gestehe sonst Alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde.... Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden Beide beschimpft und der Jude zu Zahlung des Wech-

---

Zum Teufel in alle Welt — „au diable au vert" (der Teufel weiß, wohin Alles).

Mein Jude — Die ganze nachfolgende Erzählung findet sich mit Nennung der Namen auch in Diderot's „Voyage de Hollande", die aus dem Jahre 1773 stammt. (Oeuvres inédites de Diderot. Edit. de Brière. Pag. 215 et suiv.)

fels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hieher. Was ſollte ich thun? Denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder fürs Theater noch fürs Orcheſter. Bald wollt' ich mir ein Bild malen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzſtraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geſchichte erzählt: „Hier iſt die Stadt, wo er geboren iſt. Hier nimmt er Abſchied von ſeinem Vater, dem Apotheker. Hier kommt er in die Hauptſtadt und ſucht die Wohnung ſeines Onkels. Hier liegt er ſeinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum" u. ſ. w. Den andern Tag ſtand ich auf, wohl entſchloſſen, mich mit den Gaſſenſängern zu verbinden; und das würd' ich nicht am Schlimmſten gemacht haben. Unſre Uebungen hätten wir unter den Fenſtern meines lieben Onkels angeſtellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Geſtalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Knie ſchlottern und der verſcheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnete ſein äußerſtes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen ſeinen halb offenen Mund. „Das verſteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns ſtreiten, drei oder vier Hungrige, wie wir ſind. Und nun denkt einmal groß, macht ſchöne Sachen in einem ſolchen Zuſtande!"

Ich. Das iſt ſchwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köſtlich. Nun bin ich verſtoßen und muß von Neuem die Darmſaiten ſägen und auf die Geberde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts iſt beſtändig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns ſehr ſchlecht.

Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flaſche übrig

Von Stufe ... köſtlich — „De cascade en cascade j'étais tombé là; j'y étais comme un coq en pâte." So der Text bei Brière, den die Berliner Ueberſetzung nicht richtig wiedergiebt: „So von Sprung zu Sprung kam ich denn bei dem letzten Herrn zur Ruhe." Es mußte die Beziehung auf den Aufenthalt bei dem Juden ausgedrückt werden. Goethe ſelbſt ſcheint einen andern Wortlaut vor Augen gehabt zu haben.

geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar: Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seid kein Musikus? — „Nein!" — Desto besser für Euch! Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts Anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau, zur Mühle, zur Mühle! Dort gehörst Du hin!

Ich. Die Natur bestimmte Jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo Alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Schere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insekten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischer, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger! Das ist Eure Sache; ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist — so finde ich, daß es keine gute Ordnung sei, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menschen, die Alles übervoll haben, indessen Andre, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das Allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein andrer; er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! Und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Planetenbahn — im franz. Text „l'epicycle (Nebenkreis) de Mercure".

Réaumur — René Antoine Ferchault de Réaumur (1683—1757), Physiker und Naturhistoriker. Sein Hauptwerk: „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes."

Noverre — Jean Georges Noverre (1727—1810) gilt als Schöpfer der neueren französischen Tanzkunst und ist auch als Schriftsteller in seinem Fache bekannt.

Ich. So verſteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verſchiedenen Pantomimen der Menſchengattung?

Er. Nein, nein! Ich ſehe nur um mich her und ſetze mich in meine Poſition, oder ich erluſtige mich an den Poſitionen, die ich Andre nehmen ſehe. Ich verſtehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr ſollt urtheilen. (Nun lächelt er, ſpielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er ſetzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf Anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenſtande ausgeſtreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort iſt er wie ein Pfeil. Er iſt wieder da; es iſt gethan, er giebt Rechenſchaft; er iſt aufmerkſam auf Alles; was fällt, hebt er auf; ein Kiſſen legt er zurecht; einen Schemel ſchiebt er unter; er hält einen Präſentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, iſt unbeweglich mit hängenden Armen, ſteifen Beinen; er hört, er horcht, er ſucht auf den Geſichtern zu leſen, und dann ſagt er:) Das iſt nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarutzer und Dürftigen. (Die Thorheiten dieſes Menſchen, die Märchen des Abts Galiani, die Ausſchweifungen Rabelais' haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das ſind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken verſehe, die ich den ernſthafteſten Perſonen aufs Geſicht ſetze. Ich ſehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präſidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Miniſter, eine Gans in ſeinem erſten Sekretär.)

„Aber nach Eurer Rechnung," ſagte ich zu meinem Manne, „giebt es auf dieſer Welt viel Dürftige, und ich kenne Niemand, der ſich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme."

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur einen Menſchen, der grad' vor ſich hingeht, den Souverän; das Uebrige alles nimmt Poſitionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe ſich doch auch noch

So verſteigt Ihr Euch... Menſchengattung — bei Brière ganz abweichend: „Et vous voilà aussi, pour me servir de votre expression, ou de celle de Montaigne, perché sur l'épicycle de Mercure et considérant les différentes pantomimes de l'espèce humaine."

Ich ſehe nur ... aufs Geſicht ſetze (Z. 25) — gleichfalls ganz abweichend; z. B. die Sätze: „Je suis trop lourd pour m'élever si haut. J'abandonne aux grues le séjour des brouillards, je vais terre à terre", ſind hier nicht überſetzt.

etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen Andern braucht, ist bedürftig und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor Dem, der die Benefizien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich. (Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein Wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher mit niedergeschlagenen Augen und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der Generalkontrole.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime freigesprochen ist, — der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogen, der über die Bedürfnisse spottete —

Er. Aber man will gekleidet sein!

Ich. Nein, er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin — „Chacun a sa petite . . . et son protecteur."

Hinter den Schmeichlern . . . war er gewaltig drein — „Aux flatteurs, aux ambitieux il était ventre à terre." Der Ausdruck ist vom gestreckten Galopp der Pferde entnommen und bezeichnet, was hier nicht Ausdruck gefunden hat, das Bücken bis zur Erde.

Er. Man ſpeiſte.

Ich. Ganz gewiß.

Er. Auf weſſen Koſten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet ſich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fiſchen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie iſt groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man ſie ab, um die unſrigen zu beſetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Induſtrie unſrer Köche, Paſtetenbäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer ſo ſtrengen Diät mußte Euer Diogen wol keine ſtörriſchen Organe beſitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehmals, was jetzt unſre Mönchskleidung, und mit derſelben Kraft. Die Cyniker waren die Karmeliten und Kapuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogen hat alſo auch ſeine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigſtens vor Laïs oder Phryne.

Ich. Da betriegt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten ſehr theuer die Schönheit, die ſich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab ſich's aber, daß die Schönheit ſonſt beſchäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich. So ging er in ſein Faß und ſuchte ſie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will ſterben, wenn es nicht beſſer wäre, als zu kriechen, ſich wegzuwerfen, ſich zu beſchimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen ſchuldig ſein, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger ſeid, eine Kothſeele.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, ſchon Alles geſtanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen

Begab ſich's aber ... ſich zu beſchimpfen — Dieſe ganze Partie fehlt im franz. Text.

Eine Kothſeele — wörtlich: „âme de boue".

Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deswegen wird mich's künftig nichts kosten; und deshalb thät' ich übel, einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Klavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Konzert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: „Frisch, Madame! Macht, daß man Euch bewundre! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize! Entführt, überwindet!" Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum ging der kleine Finger hinein —, Zähne — eine Reihe Perlen —, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel, und Alles zum Modelliren! Früh oder später hätte sie einen Generalpachter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott, was für Hüften! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte; es war die Karrikatur unserer kleinen Koketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:) Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerien, ins Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, — Ihr wäret stehn geblieben, sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam Jemand hinter ihr drein und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß, er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen, und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und Jeder blieb betroffen stehn;

Er schwänzelte — „il se démenait de la croupe."

denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach, ich habe sie verloren, und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt, und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein, darüber tröst' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein Wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur Manes. Aber es ist halb Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Cannaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer Derselbe?

Ich. Ja wol, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen! Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Denn die Vorderseite ... werth — fehlt im franz. Text.

Hab' ich Umschlag und Käppchen genommen — Ausdruck für das Zurückziehen von der Welt, die Entsagung.

D'Auvergne — Antoine d'Auvergne (1713—1797, nach andern Angaben 1716—1799), Direktor der großen Oper in Paris, auch Opernkomponist.

Quisque suos patimur Manes — aus Vergil's Aen. VI. 743. Die Stelle wird verschiedentlich erklärt, hat aber hier durch den Zusammenhang einen ganz besondern Sinn bekommen. Nach dem vorangehenden Satze: „Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind (qui désolent les vivants)", soll ausgedrückt werden: Jeder hat von seinen, d. h. den ihn angehenden Geistern der Verstorbenen zu leiden.

Der lacht wohl, der zuletzt lacht — sprichwörtlich sowol im Deutschen wie im Französischen: „Wer zuletzt lacht, lacht am Besten", „Rira bien qui rira le dernier."

Anmerkungen

über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog „Rameau's Neffe“ erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen, in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eifersucht erregte; zugleich ein guter Klavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

---

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er Dieses oder Jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man Alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit Aehnlichgesinnten durch ernste Theilnahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche Alles nach außen thun, sondern auch Deutsche,

---

Farinelli — Es ist hier wol der berühmte Sopranist Farinelli (Carlo Broschi) gemeint, obgleich es auch einen angesehenen Violinvirtuosen gleichen Namens gab.

Zu seinem Ruhme habe er Dieses oder Jenes nicht unternehmen sollen — Goethe sah in d'Alembert's Geschick sein eignes; es ist bekannt, wie oft sein Naturstudium ihm verargt und getadelt worden ist.

welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: D'Alembert verweisen wir in seine Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der Erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: „Les Troqueurs" sich dem italienischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard, sonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominges und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch Andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewol ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja, seine Bemühungen und seine Konzerte,

allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1713. Gest. 1780.

Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen so willkommen ist, die blos ihren Sinnen vertrauen und dessen, was dahinter liegt, sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu geben.

Leblanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles, was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Leblanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so Manchen seinesgleichen in der Akademie sehen, die ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunst des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

Batteux — Sein Hauptwerk ist das seinerzeit auch in Deutschland viel verbreitete und später mit Recht angegriffene Buch: „Cours de Belles-Lettres ou Principes de la Littérature," 4 voll.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirektor der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wol ein Hündchen abtreten konnte, zusammenbrachte.

Aber weder sein Glück noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maaß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner sowie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am Nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Geft. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachläßig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück: Le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Le faux généreux — Comédie en cinq actes, en vers. Vgl. S. 60.

Carmontelle.

Verfasser der dramatischen Sprichwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1736. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so Manchen produktiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören, und es ist Niemandem zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde, fürs Theater zu arbeiten, bei dem stillen,

---

Der dramatischen Sprichwörter — „Proverbes dramatiques", 6 voll., die vorher einzeln im „Mercure" erschienen waren.

Mehrere seiner Stücke ... wie: „Der verheirathete Philosoph" und „Der poetische Dorfjunker" werden in Lessing's Dramaturgie besprochen.

mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenngleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer; er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen bei aller ihrer Lebhaftigkeit mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz los geworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publikum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen fast ohne irgend eine Art von Umgebung durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seien. Diese eigentlichen Intermezzisten machten unter dem Namen der Bouffons in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der Buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle und später Das Milchmädchen, das auch auf dem deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich nebst seinen Freunden schon früher zur Partei der heitern Produktionen geschlagen, und so weis sagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er Manches einsah, Alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit, sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich von der andern Seite einer strenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Theil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzustellen. Denn Derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzu geneigt, das Gemeine, das ihm selbst am Nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs finden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so Manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publikum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar; Fréron verlor seinen Kredit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publikum wie die Götter zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Fréron's dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem, was der Mann leistete und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geschmack.

„„Der Geschmack," sagt er ... „der Geschmack ist ein Ding" ... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es selbst nicht."

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die mit und ohne Begriff das Wort „Geschmack" immer im Munde führen und manche bedeutende Produktion, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, herunterfetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort „Geschmack" noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung. Sie sagten: „ein böser, ein guter Geschmack", und verstanden recht gut,

---

In der Schottländerin — Man vgl. die ausführliche Behandlung dieses Stücks in Lessing's Dramaturgie, 12tes Stück.

was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die französischen Schriftsteller besitzen Alles, nur keinen Geschmack."

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais' verkennen?

Das Genie sowol als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf und sind oft glücklich genug, sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt, die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten du Bartas, den sie gar nicht mehr oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der französischen Dichter preist, die sämmtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammen finden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie zum Exempel die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannichfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich gutmüthigen Parodien und sind wegen ihres bunten Ansehens dem Franzosen auf der jetzigen Höhe sei-

---

Marot — Es ist der jüngere (Clément) Marot (1495—1544) gemeint, der namentlich auch von Boileau hochgestellt wird.

Du Bartas, den sie ... nur mit Verachtung nennen — Eine sehr harte Beurtheilung findet Guillaume Saluste du Bartas schon in den „Trois siècles de la littérature françoise" (1772). Das hier bezeichnete Werk, unter den Namen Les sept Jours, La Semaine und La Création bekannt, fand zu seiner Zeit großen Beifall und wurde in viele Sprachen übersetzt, ins Deutsche 1622 von einem Mitgliede der „Fruchtbringenden Gesellschaft", Tobias Hübner (dem Nutzbaren).

ner eingebildeten Kultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des du Bartas, irgend symbolisirt, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von du Bartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Produkt aushalten. Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wol fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig's XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandeskultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deshalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür als besonders geeignet in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Sozietäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Produkte des Geistes von Konvenanzen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Sozietät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, inwiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch Alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für

welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespeare's und Calderon's! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehn sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer wegen gewisser Stellen hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch blos Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt; denn er ist meist glücklich genug, zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei Jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht Jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klasse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen sowie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen; wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wol niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was Andre denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Geft. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspektivmalerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren; was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam die italienische Oper nach Frankreich; französische Dichter und Komponisten machten bald darauf den Versuch, sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der französischen Oper, die unter dem Namen Académie Royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Konsistenz gab.

„Von diesem Zeitpunkt fing die französische theatralische Musik an, durch mannichfaltige Verschiedenheiten sowol in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich psalmodischen Rezitativs, der Ballette, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten als auch in Absicht vieler Fehler der Exekution sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Komponisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der französischen Kunstgeschichte bildete."

An dem schönen Talente Quinault's fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, deklamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Komponisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten Beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wol den Succeß der französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben.

Vereinigung zweier so glücklichen Talente — Die gemeinschaftliche Thätigkeit Quinault's (1635—1688) und Lulli's fällt in die Zeit von 1672—1686.

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wieder verlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler Andern, besonders bei dem französischen Theater. Es giebt so viele Stücke, die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondre Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter, als er nicht den höchsten Kranz davonzutragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publikum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück, mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden, warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowol als diesem Fall kommen in der französischen Theatergeschichte mannichfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist, zeigt sich auch. Unmöglich ist es, die Gunst der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publikum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten,

---

Marivaux — Genaueres über ihn im Namen- und Sachregister zu unserer Ausgabe von Lessing's Dramaturgie.

der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marivaux; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übellaunig und wird hier um deswillen von Diderot verspottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei." Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine Lettres Persanes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des lois hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitre, größere Verdienst halbkennerisch ableugnen.

Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nöthig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, ent-

Lettres Persanes — erschienen zuerst 1721.

weder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wol für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinandergegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramifikationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen; er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergetzen; er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genuggethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, insofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz theilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wol nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Païsiello durch einen ausdrucksvollern Komponisten verdrängt gesehen? — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles Dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affektirte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Vorlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Ebenso verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das

Streit der Gluckisten und Piccinisten — „Ganz Paris nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Streite, der dem späteren der Royalisten und Jakobiner wenig nachgab. J. J. Rousseau, Arnaud und Suard standen auf der Seite Gluck's, Laharpe und Marmontel auf der Piccini's." (A. Gathy.)

Fratzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich drauf, das, was sie Natur nannten, der Kultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Kompositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wol mehr, weil dieses Neue, Bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das Letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Komponisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit zu Befriedigung der neuen Generation in den Gang.

---

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten und hat ihr auf mehr denn eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Wie hierin Diderot sich geirrt ꝛc. ꝛc. — s. den „Versuch über die Malerei“ im 28. Bande unserer Ausgabe der Werke Goethe's.

Paliſſot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern ſtreben, das ſie nicht erreichen, und ſich vom Gemeinen abziehn, das ſie nicht los werden. Will man billig ſein, ſo darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verſtandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewiſſen Talent; aber gerade dieſe Menſchen ſind es, die ſich mancher Anmaßung ſchuldig machen. Denn indem ſie Alles nach einem gewiſſen kleineren Maaßſtabe meſſen, ſo fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem ſie ſich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden ſie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienſt, beſonders anfangs, wenn es ſich ankündigt. So vergriff ſich Paliſſot an Rouſſeau, und es dient zu unſerm Zwecke, dieſer Händel von ihrem erſten Urſprunge an zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV. eine Statue. Am Feſte der Weihung, den 6. November 1755, ſollte auch ein analoges Theaterſtück gegeben werden. Paliſſot, deſſen Talent in ſeiner Vaterſtadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anſtatt nun, daß ein wahrer Dichter dieſe Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darſtellung nicht unbenutzt gelaſſen hätte, ſuchte der gute Kopf durch ein kurzes allegoriſches Vorſpiel den glücklichen Stoff nur geſchwind los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenſtück, „Der Zirkel“, folgen ließ, worin er das, was ſeiner literariſchen Kleinheit am Nächſten lag, mit Selbſtgefälligkeit behandelte.

Es erſchienen nämlich in dieſem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Perſonen, deren Urbilder nicht ſelten ſind, ſobald Kunſt und Wiſſenſchaft in das Leben einwirkt. Was ſie nun Lächerliches haben mögen, wird hier, bis ins Abgeſchmackte übertrieben, dargeſtellt, anſtatt daß es immer ſchon dankenswerth iſt, wenn Jemand bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher,

---

Der Zirkel — „Le Cercle ou les Originaux, comédie en prose“. Mit dem Philoſophen, der in dem Stücke vorkommt, wird unzweideutig auf Rouſſeau angeſpielt, eine Verunglimpfung, über die der König Stanislaus erzürnt war. (Roſenkranz, Diderot, II. S. 85.)

ein Vornehmer, am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm Andre gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben; es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit zwar paradox, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja, sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet, und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte, was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf, und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Sozietät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müssig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer wegen dessen, was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel „Die Philosophen", worüber der folgende Artikel nachzusehen.

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum ersten Mal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissot's „Philosophen" nur eine Amplifikation jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes erblickt er keineswegs, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publikum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten; denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen, und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen Dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur Der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot

---

Die Philosophen — Die hauptsächlich angegriffenen Personen sind Diderot, Helvetius, Rousseau, Madame Geoffrin, die freigebige Unterstützerin der Encyklopädie, und der gelehrte Chevalier de Jaucourt. Diderot wurde in der ersten Aufführung als „Marphutius", später als „Dortidius" und „Propice" verhöhnt.

aber will das Uebel ärger machen; er gedenkt eine Satire zu schreiben und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Akte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackrer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt; die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur Einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, Keiner betriegt sich etwa über sie oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe; das Alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft des Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das Plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß Keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wiedererkennen! Denken läßt sich, daß die von dem Letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Bureau d'esprit — Solche Bureaux d'esprit bildeten sich aus den Gesellschaftskreisen der S. 141 genannten Frauen.

Um den ... Naturzustand lächerlich zu machen — Gleichwol versicherte Palissot, er habe nur Diderot, nicht Rousseau treffen wollen, und schickte Diesem ein Exemplar des Stückes, der es indessen entrüstet zurücksandte. (Rosenkranz, Diderot, I. S. 191.)

Das Stück konnte sich seinem technischen Verdienst nach recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versifikation ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung; durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff Derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowol dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch einmal: Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel, der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übel klingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Sekretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keineswegs ein schlechtes Buch; besonders ist es das

---

Sein Buch über die Sitten — „Considérations sur les moeurs de ce siècle", 1749.

Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit einem Wort, diese Herren, haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals gesehen; ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die, ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten, an diesem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyklopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt; warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist? —

*

Ihr macht mich rasend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen, über Alles zu lachen in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich Denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wol, daß ich bessere Verse mache wie sie, und daß ich ungefähr ebenso viel Geschichte weiß; aber, bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, so alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unsterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von dreimalhunderttausend Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten!

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen die

Questa rabbia detta gelosia — „Diese Wuth, Eifersucht mit Namen."

Abraham Chaumeix — Die „Trois siècles" urtheilen über seine Angriffe gegen die Encyklopädie anders, wenn es von ihm heißt, „qu'il a re-

Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet, was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er zitirt die Kirchenväter so falsch, als er das Diktionnär zitirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir, Molière habe Cotin und Ménage durchgezogen. Sei's! Aber er sagte nicht, daß Cotin und Ménage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels „Gouvernement". Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von Allem, was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Broschüre, die den Titel führt: La vie heureuse. Ein Narr, Namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war, und die Ihr wiederbelebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wol Zeit, flüch-

---

levé un nombre infini de bévues et de traits d'ignorance dans les cinq premiers volumes de cette énorme compilation."

De Thou — Verfasser des berühmten Geschichtswerks: „Historia sui temporis" (1553—1617).

In den jüdischen Briefen — Lettres Juives par le Marquis d'Argens, 6 voll.

Lamettrie — der bekannte Atheist und Günstling Friedrich's des Großen (1709—1751), mit dem Voltaire noch ein Jahr in Berlin und Potsdam zusammen gewesen war.

tig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Gest. 1773.

Piron war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsstücke, die geistreichen und leichten Kompositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Piron am Ersten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir leugnen nicht, daß er uns da fast am Meisten interessirt, wo er sein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum Besten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt, etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren; jedes Theater hatte ein bestimmtes, um-

---

Gozzi — Carlo Gozzi (1722—1806), Lustspieldichter, dessen „Turandot" z. B. Schiller übersetzt und durch dessen „L'Amore delle tre Melarance" nach W. v. Biedermann's Darstellung (Die Quellen und Anlässe einiger dramatischen Dichtungen Goethe's, S. 22) Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit" angeregt ist. (Vgl. Werke, VIII. S. 324.)

schriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß, Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wol noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wol gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publikum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molièreschen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich nach und nach auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf exzentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verleugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhn-

liche Redensart aufführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.“ (Siehe Geschmack.)

Poinsinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es giebt in der Literatur wie in der Gesellschaft solche kleine wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind und, indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei; sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung; sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystifizirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg, so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1761.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zusammen

---

„Was den Geschmack betrifft“ ꝛc. ꝛc. — In der That steht in den „Trois siècles“: „Mr. Piron était né avec toutes les qualités qui forment les grands Poëtes, si l'on en excepte .... le goût et l'harmonie dans la versification“ etc.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's — bildet den Inhalt eines Briefes an den Baron Grimm aus dem Jahre 1752, abgedruckt u. A. in dem früher erwähnten Buche: „Des hommes célèbres en France au dix-huitième siècle“, S. 149 ff.

und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues noch Nützliches als das Prinzip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Komponisten, die meisten ohne Talente, welche nun auf Unkosten ihres Meisters die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

„Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhuben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich seit dem Tode des großen Lulli immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt; seine Nachfolger pflücken die Rosen.

„Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben; denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in

dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er Vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er von Seiten des Geists und der Einsicht weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

„Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

„Sein Rezitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dies ebenso sehr der Fehler der Gattung als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Rezitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

„Er ist der Erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Akteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opern-Orchesters.

„Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei, wie

es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so konfus, so überladen, so häufig, daß Einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer rezitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört, zu kratzen.

„Ein andrer noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll; dort mag ihre letzte Zuflucht sein!

„Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Kontraste verstanden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem deutschen Publikum übergeben, ist wol unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wol vortreffliche Seiten, aber

kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wol den „Jacques le Fataliste“ nicht gelesen, und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand ihn bei mündlicher Unterhaltung an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannichfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als ebendergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt; denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Komposition gewährt dieses der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Jacques le Fataliste — wahrscheinlich 1772 geschrieben und auch früher in Deutschland als in Frankreich bekannt durch die Uebersetzung von Mylius: „Jakob und sein Herr. Aus Diderot's ungedrucktem Nachlasse“ (1792. Berlin bei Unger erschienen). Vgl. Rosenkranz, Diderot, II. S. 316.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger, unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wol hier nicht am unrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palissot's „Die Philosophen" wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum ersten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab Andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dies auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes Jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch; er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte

es sich eine französische bedeutende Sozietät in Paris, an die sich so Viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publikum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt Jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maaßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einen Andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten! Hingegen als das wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen!

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich Niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbtheil angeboren ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot

nichts verſäumte, ſeine Gegner im moraliſchen Sinne herabzuſetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunſt und Galle vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchieht, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hitze, nicht lange nach der Erſcheinung des Luſtſpiels „Die Philoſophen“ geſchrieben worden, um ſo mehr als noch von dem älteren Rameau darin als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764 geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß der Faux généreux des Le Bret, deſſen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottſchriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erſchienen ſein, wie aus des Abbé Morellet „Vision de Charles Paliſſot“ und andern erhellet. Sie ſind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'ſche Werk iſt lange im Verborgenen geblieben.

Wir ſind weit entfernt, Paliſſot für den Böſewicht zu halten, als der er im Dialog aufgeſtellt wird. Er hat ſich als ein ganz wackrer Mann ſelbſt durch die Revolution durch erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſcherzt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, ſelbſt über das ſchreckliche Fratzenbild, das ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen bemüht geweſen.

Tencin (Madame de).

Bei der geſelligen Natur der Franzoſen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Sozietät erhalten, indem ſie doch immer als Präſidentinnen anzuſehen ſind, die bei der Leidenſchaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer durch einen gewiſſen allgemeinen Ton des Anſtandes und der Duldung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Tencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern

Morellet — ein Freund Diderot's, ſchrieb: „La préface de la comédie des philosophes ou Vision de Charles Palissot“, eine Schrift, die ihn allerdings für eine kurze Zeit wegen Beleidigung einer vornehmen Dame auf die Baſtille brachte.

Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, des Essarts, du Deffant, Mademoiselle de l'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

Tencin (Kardinal).

Geb. 1679. Gest. 1758.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter Die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und Lamotte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publikums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Ver-

Madame Geoffrin — s. die Note zu S. 126.

dienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünſtigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Geſt. 1778.

Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Ebenſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wol einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV. ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und ebenſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannichfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die andrer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maaßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereiht, zu heiterer Ueberſicht hieher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioſes, Stil, Verſifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten

auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache statt jener von uns verzeichneten Worte ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen und eine allgemeine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Nachträgliches

zu

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sei ein Manuskript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, „Rameau's Neffe" betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sei geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen; vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit eine deutsche Uebersetzung ins Publikum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die kriegerischen Aspekten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuskript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuskripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderot's würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris „Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par

Diderot“ und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wol die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, Maître des requêtes au Conseil du Roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint-Géniés, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse sowie eingeschaltete, den Uebersetzern eigne Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderot's in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezichtigen lassen und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Kontestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Brière, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderot's hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen; aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Produktion ist so treu, wie der Sohn des Kolmar'schen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach Diderot's Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

„Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderot's Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Kopie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers verfertigt war, und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderot's einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxembourg No. 18.“

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet, und indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publikum durch eine

Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand; man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrieger erklärt. Er wendet ſich daher an mich als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne; denn was das Hauptoriginal betrifft, ſei es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hiebei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt dies, daß das Manuſkript nicht nach Gotha gekommen ſein kann, weil ich bei meinen dortigen, beſonders literariſch vertrauten Verhältniſſen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſkript nach Petersburg an Ihro Majeſtät die Kaiſerin Katharina gelangt; die Kopie, nach der ich überſetzte, ſchien dort genommen, und für mich hatte dieſe Filiation die höchſte Wahrſcheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrteſter Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung ſehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor ſo viel Jahren den Diderot'ſchen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenſchaft überſetzte, ſo konnte ich demſelben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit, es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiemit meine Ueberzeugung auszuſprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Kopie ſei, wonach ich überſetzt. Schon empfand ich dies gleich beim erſten Leſen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer ſo langen Pauſe das franzöſiſche Werk mit meiner Ueberſetzung zuſammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt, meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich ſie weiter darnach ausbilde.

„Eine ſolche Erklärung ſcheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie geſagt, durch die Entdeckung und Publikation des Originals mir ſelbſt ein bedeutender Dienſt geſchehen.

„Weimar, den 16. Oktober 1823."

Aus Vorſtehendem erkennt man den großen und unerſetzlichen Schaden, welchen falſche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publikum anrichten; er beſteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, ſich durchaus

an ſolchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewiſſe Originalitäten gerade das Beſſere zu ſich herabziehen, ſo daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Abſurde vom Erhabenen nicht mehr zu ſcheiden iſt.

Wer indeſſen Freude an der franzöſiſchen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einſichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preiſen, daß ein ſolches Juwel als das ſchon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende ſich doch endlich wiedergefunden hat.

*

Nunmehr aber halte ich für nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Ueberſetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Intereſſe, das ich dieſem Dialog bei der erſten Leſung zuwendete, entſprang wol aus der frühern Bekanntſchaft mit Diderot's Werken in dem Augenblick, da ſie erſchienen. Die oft genannte und noch jetzt reſpektable Korreſpondenz, womit Herr von Grimm ſein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entſtandenen und entſtehenden Werke höchlich geſteigert. Stückweiſe kamen „La Religieuse“ ſowie „Jacques le Fataliste“ in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn dieſe ſich einander folgenden Abſchnitte jener bedeutenden Werke gleich in beſondere Hefte abgeſchrieben und in jenem Kreiſe, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unſere Tagblätter bedienen ſich deſſelben Kunſtſtücks, ihre Leſer von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geſchähe. Uns aber wurden jene gehaltſchweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pauſen immer genug zu thun, den Gehalt dieſer ſucceſſiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzuſprechen, wodurch wir ſie uns auf eine Weiſe eigen machten, von welcher man in der ſpätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von dieſen Dingen deſto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographiſchen Heften ſchon geſtanden habe, mit der franzöſiſchen Literatur durchaus befreundet worden, weshalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und geſcholtenen Perſonen nicht fremd waren und mir dadurch dieſe ſehr komplizirte Produktion in heiterer Klarheit vor der Seele ſtand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig sein. Die Regierungsjahre Ludwig's XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müssigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahren nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr sein.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und -Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohnedies konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werkes und dadurch dem französischen Publikum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint-Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importants les idées de l'auteur. A Paris, chez Antoine-Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen. In einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht obenan, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache,

Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr frei, theils auslaſſend, theils paraphraſtiſch, jedoch ungeachtet einer ſolchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen ſie genugſam eingedrungen ſind, deswegen ſich auch auf dieſe Weiſe der Text, als zuſammenhängend und übereinſtimmend, ganz bequem leſen läßt.

Dagegen haben ſie ſich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerſpruch ſich zu vernehmen gegeben. Bald laſſen ſie gelten, bald beſtimmen, bald berichtigen ſie, wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieſer Gegenſtände ganz willkommen ſind; deswegen auch dieſes Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur franzöſiſchen Literatur, wie ſie ſich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angeſehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit geweſen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen Jeden bei Durchleſung dieſes Bandes intereſſiren, den Brief Voltaire's an Paliſſot wiederzufinden, worin er dieſen wegen des Schauſpiels „Die Philoſophen" beſtraft, ein bewundernswerthes Beiſpiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich ſich aufs Anmuthigſte und Heiterſte benehmen kann, — eine Art jedoch, die vielleicht Niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation ſo gut hätte kleiden können.

*

Nachdem die franzöſiſche Ueberſetzung des Diderot'ſchen Dialogs erſchienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieſer Neffe Rameau's jemals exiſtirt habe. Glücklicherweiſe fand man in Mercier's Tableau de Paris eine Stelle, welche ſein Daſein außer Zweifel ſetzt und ſowol vom Oheim als vom Neffen charakteriſtiſche Züge mittheilt. Auch dieſe fügen wir überſetzt hier bei; es iſt Mercier, der ſpricht.

„Ich habe," ſagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Muſikus, gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeſchrumpften Unterleibes, der, gebückt, wie er war, im Palais Royal ſtets ſpazieren ging, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, um ſich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Naſe, ein ſpitzes Kinn, Stecken ſtatt der Beine und eine ſchnarrende Stimme. Er ſchien unzugänglichen Humors, und nach Art der Poeten ſprach er unſinnig über ſeine Kunſt.

„Man ſagte damals, die ganze muſikaliſche Harmonie ſei in

seinem Kopfe. Ich ging in die Oper; aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von Jedermann als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken, als hätte ich nicht so ganz Unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und Dieser Jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

„Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: „„Was macht Ihr, mein Herr?"" „„Er bellt falsch,"" sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genies, alle edle Selbstverleugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reduzirte. Nach ihm hatte Alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

„Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Geberde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: ‚Alles dieses, vom Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon geschieht blos, um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Gesetze der Mastikation erfülle.'

„Eines Tages im Gespräch sagte er mir: ‚Mein Onkel, der Musikus, ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand.

„„Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit; denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu sein. Ich hatte mein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und

mir sagte: „„Wie lange willst Du noch so in Deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von Dir. — Weißt Du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte?““

„„Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: „„Das nenne ich einen Zustand, gehangen zu sein! Aber wie geschah es, daß Ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?““

„„Höre!““ sagte er. „„Ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick, zu gleiten, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen, weil es löcherig war. Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Frische brachte mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke; ich sage zur Frau: ‚Erschreckt Euch nicht, mich im Hemde zu sehen! Mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.‘

„„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiener, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.

„„Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein Wenig von meinem Blute bemalte, und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

„„Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch Deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Grenze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

„„Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken, und nun packe Dich!““

„„So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Kastor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grade ihrer Fähigkeit schneiden und öffentlich Marionetten spielen, und Alles dies, um ihren Mund zu füllen. Die Mastikation ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.‘

„Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit für einen Thaler den Kopf alle Leyermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. ‚Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe Dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die Dich umringen.‘

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselbigen Ton hat wie Diderot's Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sei, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Porträt mit so großer Wahrheit entwarfen.

*

Alles Vorhergehende nochmals übersehend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire; votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le voeu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction Allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donnée par Madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction; il l'a défigurée en beaucoup d'endroits, s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant. Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniés, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect et de la plus haute considération

de votre Excellence,

le très-humble et très-obéissant serviteur

Brière,

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St.-André des arts No. 68.

Paris, le 27 Juillet 1823.

Zur Revision des Textes.

Für die Feststellung des Textes sind verglichen:

OA. Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Goethe. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1805.

WN. Ein Nachdruck mit demselben Titel. Wien. In Commission bey Geistinger.

5. Goethe's Werke. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 20 Bde. Okt. 1815—1819 Bd. 20.

5a. Goethe's Werke. Original-Ausgabe. 26 Bde. Okt. 1816—1822. Wien, Kaulfuß und Armbruster. Bd. 20.

6. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Okt. 40 Bde. 1827—1831. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Bd. 36.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez. 40 Bde. Bd. 36.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 (in Wirklichkeit 3) Bdn. Lexikon-Format. Stuttg. u. Tüb., Cotta. Zweiten Bds. zweiter Theil (Dritter Band). 1847.

9. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Duodez. Stuttg. u. Tüb., Cotta. 1840. Bd. 29.

9a—c. Neue Abdrücke derselben Ausgabe. 1850, 1853, 1855.

11. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart, Cotta. 1850 f. Bd. 23.

11a. Dieselbe Ausgabe (in neuer Revision). 1857 f. Bd. 23.

12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttg., Cotta. 1866. Bd. 5.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttg., Cotta. 1867. Bd. 25.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez. 1868. Bd. 25.

15. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß-Sedez. Stuttg. Cotta. 1869. Bd. 33.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Seite Zeile
20. 14. hätte; — 15 habe.
33. zum — fehlt in 11 bis 14.
das; — 11 bis 14 was.
37. einen; — 5a ein.
21. 17. versicherten ihm; — 5a versicherten ihn.
28. Ihr wart; — 5a Ich war.
35. gutes, nach dem hier festgehaltenen Gebrauche; — die Ausgaben guten, ebenso S. 51. Z. 42 muthvolles u. a. a. O.
22. 22. auch, nach OA und WN; — in 5 bis 15 fehlt das Wort.
23. 3. Augenbrauen; — WN und 5a Augenbraunen.
9. Andern, nach OA, WN, 5 und 5a; — 6 bis 15 andere.
17. seinen, nach 6 bis 15; — OA bis 5a seine.
21. Jemandem; — OA bis 9 jemanden, 11 bis 15 jemand.
24. wann, nach OA und 15; — WN bis 14 wenn.
24. 22. unterstünden; — 5a unterständen.
29. Partie (prendre son parti), nach OA bis 9; — 11 bis 15 Partei.
25. 4. nützen, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 nutzen.
26. 7. Barbier, nach 8 bis 15; — OA bis 6a Barbié.
15. nicht (ein bei Goethe häufig vorkommender Gallizismus), nach OA bis 9; — in 11 bis 15 fehlt das Wort.
35. vortrefflichen, nach 6 bis 15; — OA bis 5a vortreffliche.
27. 6. Niemanden; — 11 bis 14 Niemand.
29. 11. Schmerzen; — 5a Schmerz.
25. 26. aufgehobenem, nach 6 bis 13; — OA bis 5a, 14 und 15 aufgehabenem.
31. hättest, nach 6 bis 15; — OA bis 5a hast.
31. 15. verziehe; — 5a verzeihe.
32. 13. Robbé, nach dem französischen Text und 6 bis 15; — OA bis 5a Robé.
33. 23. Carmontelle, in Uebereinstimmung mit S. 111. Z. 1; — sämmtliche Ausgaben Carmontel.
34. 14. platte (plats); — 15 glatte.
37. Pfund, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Pfunde.
35. 25. mir; — 5a in mir.
36. 13. gespart; — 5a erspart.
37. 18. ich; — fehlt in 15.
31. Chiabran; — im französischen Text Chiabrau.
39. 8. viel, nach OA bis 9; — 11 bis 15 viele.
14. lehrt; — 5a lernt.
26. weißen; — 15 weißem.
27. Faden, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 Fäden.
geflickt; — 5a gestickt.
31. Pflaster; — 5a Plaster.
40. 9. auch, nach OA, WN und 5a; — in 5 bis 15 fehlt das Wort.

Seite Zeile

42. 1. drinnen, nach 6; — OA bis 5a und 6a bis 9 drinne, 11 bis 15 drin.
29. Lemierre, nach OA bis 9 und der sonst üblichen Schreibweise des Namens; — im französischen Text und in 11 bis 15 Lemière.
31. dubliren, nach OA bis 5a; — 6 bis 15 dupliren.
Arnould, nach dem französischen Text; — die Ausgaben Arnaud.
34. Montami, nach OA bis 9 und dem französischen Text; — 11 bis 15 Montamy.

44. 1. hielt', nach 11a bis 15; — OA bis 11 hielt.
11. Favillier. — Nach einer Note bei Brière ist darunter M. Abraham F. zu verstehen.

45. 39. gelten, nach OA bis 9; — 11 bis 15 geltend.

46. 38. ahnet; — OA, WN und 5a ahndet.

47. 30. vertraute; — 5a vertrauet.

48. 30. Man mag; — 15 Mag man.

49. 35. des Calas; — bei Brière „la mémoire des Calas".

50. 14. vor, nach 6 bis 15; — OA, WN und 5 für; ebenso S. 54. Z. 10 an zwei Stellen, und Z. 16.
37.38. Tagediebs, nach 6 ff.; — OA und 5 Tagdiebs, WN Tags-diebs.

51. 9. führten; — 6 führen.
21.22. fordert; — OA, WN und 5 fodert.
24. fehl, die. Das für den Sinn unbedingt nothwendige Komma steht nur in 15.
30. drückt; — OA bis 5 druckt.

53. 27.28. Augenbrauen, nach 6 bis 13; — OA, 5 und 14 Augbrauen, WN Augbraunen.

54. 25. Poinsinet; — im französischen Texte „Mallet".

56. 2. zum Exempel (z. E.), nach OA bis 9; — 11 bis 15 zum Beispiel.
32. sagte; — 6 bis 9 sagt.
41. Generalpachter; — 11 bis 13 Generalpächter.

57. 3. dessenungeachtet, nach dem sonst in 6 festgehaltenen Gebrauche und 11 bis 13; — OA bis 9 und 11 bis 15 demungeachtet.
23. Genies, nach OA bis 5a; — 6 bis 15 Genius.
26. manches, nach OA bis 5a und 14; — 6 bis 13 und 15 manche.

60. 29. ausgepfiffenen, nach 6 ff.; — OA bis 5a ausgepfiffene.

61. 1. Schelme, nach 5 ff.; — OA, WN und 14 Schelmen.
8. Mésenge und Villemorin, nach 6 ff.; — OA bis 5a Montsauge und Vilmorien.

63. 15. sage; — 6 sagen (Druckfehler).
27. insolenter, nach OA, WN und 5a; — 5 bis 15 so insolenter, eine Aenderung, die nur zufällig entstanden sein kann.

64. 27. Moëth, nach dem französischen Text; — OA bis 8 Moëtte, 9 Moetté, 11 bis 15 Motté.

65. 5. Mittagessens; — OA, 5 und 5a Mittagsessens
23. armem, plattem, nach 6; — die übrigen Ausgaben armen platten.
28. zur Linken; — OA Linken.

66. 1. getrutzt; — 11 bis 14 getrotzt, ebenso S. 67. Z. 8 Trutz, resp. Trotz.
15.16. Ihr sollt fort. — Im französischen Text „Je veux qu'il sorte", Worte, die nur im Sinne des Patrons gesprochen in den Zusammenhang passen würden.
24. fang'; — 15 fing.
32. Schuft, nach 5 bis 13; — OA, WN und 14 Schuften.

Seite Zeile
69. 33. Poinſineten; — 11 bis 15 Poinſinet.
70. 11. Schelme. — Man vgl. die Bemerkung zu S. 61. Z. 1; — ſämmtliche Ausgaben Schelmen.
29. Bertinus; — 11 bis 15 Bertin.
71. 5. Méſenges. — Man vgl. die Bemerkung zu S. 61. Z. 8.
73. 14. viel; — 14 und 15 viele.
40. abgefeimter; — 5a abgefaümter.
74. 3. verloren, verloren; — 5 bis 9 verloren.
75. 13.14. Mascarillus; — OA bis 5a Mascarillas.
25. fing mir an; — 15 fing an mir.
77. 2. deſto wahrer, nach OA, 5a, 14 und 15; — in 5 bis 14 fehlen die Worte.
78. 13.14. Tracallo, nach dem franzöſiſchen Text; — die Ausgaben Tracolle. Man vgl. die Note zu dieſer Stelle.
15. Europe; — OA, 5 und 5a l'Europe.
79. 3. geſchähe, nach 8 bis 13; — OA und 5 bis 6a geſchahe, WN geſchehe.
18. wollten; — 5a wollen.
30. Eh, nach OA bis 9 und 13, weil es ſcheint, daß die franzöſiſche Interjektion beibehalten werden ſollte; — 11, 11a, 12, 14 und 15 Eh.
80. 17. Ellbogen; — 11 bis 15 Ellenbogen.
32. Ile; — OA bis 5a Isle.
34. aufgehabenen; — 9 bis 13 aufgehobenen.
81. 10. Aspettar e, nach 6 ff.; — OA bis 5a Aspettare, im franzöſiſchen Text Aspettar si.
11. te; — OA bis 5a se.
32. Lamentationen, nach OA bis 9 und dem franzöſiſchen Text; — 11 bis 15 Lamentation.
82. 23. Wangen (de ses joues); — Wange, wie in allen Ausgaben ſteht, kann nur ein fortgepflanzter Druckfehler ſein.
83. 7. l'aurore — fehlt in OA, WN, 5 und 5a.
84. 38. Erfriſchungen; — 13 Erfriſchung.
85. 24. Unglücklichem, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Unglücklichen.
32. Le vainqueur de Renaud, si quelqu'un le peut être. Die Stelle iſt frühzeitig verdorben. Richtig finden ſich die Worte, die vollſtändig mit dem Operntexte übereinſtimmen, und auf die in demſelben folgt „Sera digne de moi“, nur in OA, WN und 5a. Der franzöſiſche Herausgeber verſteht oder kennt die Stelle nicht, daher die ganz unſinnige Interpunktion und Orthographie: le vainqueur de Renaud, si quelqu'un, le peut-être. — In 5 ſteht ſtatt „Le vainqueur“ „se vainqueur“, welches vielleicht in Verbindung mit der auch benutzten franzöſiſchen Ausgabe zu dem in die Ausgaben 6 bis 15 übergegangenen widerſinnigen Texte „das vainqueur im Rinaldo; das quelqu'un le peut-être“ (auch peut être iſt überall als Subſtantiv gefaßt) Veranlaſſung gegeben hat.
32.33. das entſchloſſene obéissons aus den galanten Indien. — In OA bis 5a das obéissons sans balancer! aus dem galanten Indien; in 6 ſollte offenbar nur „sans balancer“ durch entſchloſſene erſetzt werden; die Korrektur wurde indeſſen noch auf das Folgende ausgedehnt, und es entſtand wieder etwas Widerſinniges, das aber von 6 bis 15 beibehalten wurde: „das entſchloſſene obéissons; die galanten Indien.
86. 31. Espècen; — 11 bis 15 Espèces.
89. 40.41. Moraliſt; — 11 bis 15 Moraliſten.

Seite Zeile

90. 8. ausdrücken, nach 6 ff.; — OA bis 5a ausdrucken.
92. 1. glotzenden, nach 11 bis 15; — OA bis 9 klotzenden.
6. ſah, nach 11 bis 15; — OA bis 9 ſahe.
11. hatte; — 15 hat.
25. weinte — fehlt in 15.
26. erhub; — 11 bis 13 erhob.
93. 5. nütze; — 11 bis 15 nutze.
95. 3.4. löcherigen, nach 6 ff.; — OA bis 5a löchrichen.
97. 4. Schufte; — OA und 15 Schuften.
20. Tiſcher, nach OA, WN, 5 und 6 bis 9; — 5a und 11 bis 15 Tiſchler.
98. 10. Anderer, nach OA bis 9; — 11 bis 15 andere.
20. Schmarutzer, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 Schmarotzer.
29. Aber nach Eurer Rechnung, ſagte ich zu meinem Manne, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Ich. Aber nach Eurer Rechnung — Dieſe Aenderung iſt nicht nothwendig und deshalb hier nicht aufgenommen.
30. dieſer, nach OA bis 9 (sur ce monde-ci); — 11 bis 15 der.
99. 18. unterm, nach OA bis 9; — 11 bis 15 unter dem.
101. 25. Generalpachter, vgl. S. 56 Z. 41; — die Ausgaben ſämmtlich Generalpächter.
102. 6.7. Nun ſchluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Nun ſchluchzte er, nun weinte er, nun rief er aus. Die Aenderung iſt unberechtigt, da die Form „rufte" ſich auch ſonſt bei Goethe findet, z. B. Werke, XIV. S. 30 Z. 21.
9. Vor, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Für.
14. Von d'Auvergne, nach 6 bis 15; OA bis 5a Le Dauvergne.
16. im Wege, nach OA, WN und 5a; — 5 bis 15 immer im Wege; Das ſtörende „immer" iſt nur durch ein Verſehen zum zweiten Mal in den Text gekommen. Auch bei Brière ſteht nur: „qui désolent les vivants."
107. 3. Farinelli's, nach OA, WN, 5a und 11 bis 15; — 5 bis 9 Farinell's.
108. 6. ſeine, nach S. 47 Z. 14, wie auch nach 11 bis 15; — OA bis 9 die.
14.15. Euphemien, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Euphemie.
109. 12. 1707. Das Geburtsjahr des Abbé wird ſehr verſchieden angegeben; OA, WN, 5a und 9 bis 15 haben 1707, 5, 6 und 6a 1717, 8 hat 1718. In der S. 151 citirten Schrift „Des hommes célèbres de France" wird 1713 als Geburtsjahr, 1780 als Todesjahr des Abbé angegeben, und man möchte darauf einigen Werth legen, da in eben dieſer Schrift einige genauere Notizen über ihn ſtehen; aber man ſieht, daß nur durch ein Verſehen die bei „Batteux" (Z. 5) ſtehenden Zahlen auch auf „Le Blanc" übertragen ſind.
112. 18. Juni; — OA Junii.
113. 32. finden, nach OA, WN, 5 und 15; — 6 bis 14 befinden.
114. 23-25. Fürwahr .... ſelbſt nicht. Nach dem Beiſpiel von 11 bis 13 iſt hier der Text mit S. 62. Z. 4 und 5 übereinſtimmend gemacht, während in OA bis 9 ſowie in 14 und 15 ſteht .... bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geſchmack machte, wußte er es doch ſelbſt nicht.
116. 3. ſymboliſirt, nach OA, 5, 5a und 15; — 6 bis 14 ſymbolirt.
119. 1. Marivaux; — OA bis 6a hier und überhaupt Mariveaux.
2. zu — fehlt in OA bis 9, ebenſo S. 141, Z. 22.
30. Anforderungen; — OA und WN Anfoderungen.
120. 18. ſeinem; — OA, WN und 5a ſeinen.

Seite Zeile
121. 34. 35. ausdrückt; — OA, WN und 5a ausdruckt.
122. 9. Paisiello, nach 8 bis 15; — OA bis 6a Paesiello.
123. 8. dargethan, nach 6 bis 15; — OA bis 5a dargethan (Siehe Propyläen).
11. Bouffons; — 15 Buffons.
16. starre; — fehlt in 15.
125. 6. nach ihm Andre; — 15 andere nach ihm.
28. Palissoten, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Palissot.
126. 10. er sieht, nach OA bis 11; — 11a bis 15 sieht.
18. vorhandenen; — OA, 5 und 5a vorhandene, ebenso S. 138, Z. 1 angelegten.
24. zurückgezogenen; — OA bis 5a zurückgezogene.
25. wirksamen; — OA bis 5a wirksame.
128. 3. 4. aber ist der; — 15 ist aber der.
11. überschauenden; — OA bis 5a überschauendem.
23. entehren; — 6 (aber nicht 6a) entbehren.
34. ist es; — 6a es ist.
130. 11. mir; — 11 bis 14 mich.
11. 12. Chevalier de; — 11a bis 14 Ritter.
26. Lamettrie; — OA bis 5a Lametries, 6 bis 9 Lametrie.
132. 21. Molière'schen; — OA bis 5a und 15 Molierischen.
133. 25. Rameau'schen; — OA bis 5a Rameauischen.
134. 31. erhuben; — 5a und 11 bis 14 erhoben.
135. 5. ausgedrückt; — OA bis 5a ausgedruckt.
11. 12. anerkennen, nach OA, WN, 5a und 15; — 5 bis 14 erkennen.
136. 28. verstanden, nach OA, WN und 5a; — 5 bis 15 verbunden.
137. 1. Ganzes, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Ganze. Vergl. Z 7.
36. 37. Rameau, nach 6 bis 15: — OA bis 5a Rameaus.
138. 26. ruhig, nach 6 bis 9; — OA bis 5a und 11 bis 15 geruhig.
32. nach wie vor; — OA bis 5a vor wie nach.
139. 9. wonach, nach 11 bis 15; — OA bis 9 wornach.
15. einen, nach 6; — alle übrigen Ausgaben einem.
18. vorwerfen, nach 11 bis 15; — OA bis 9 vorzuwerfen.
20. verrückt, nach 11 bis 15; — OA bis 9 verruckt.
24. 25. 26. fordern, Forderungen; — OA, WN und 5 fodern, Foderungen.
140. 7. Die Philosophen, nach 11 bis 15; — OA bis 9 der Philosophen.
16. Diderot'sche, nach 6 bis 15; — OA bis 5a Diderotische.
141. 10. du Deffant; — OA bis 5a du Deffaut.
de l'Espinasse, nach 11 bis 15; — OA bis 5a und 6a bis 9 d'Espinasse, 6 l'Espinasse.
15. Gest. 1758, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Starb im 80sten Jahr.
142. 16. Voltairen, nach 8 und 9 und sonstiger Analogie; — 11 bis 15 Voltaire, ebenso öfters.
30. Grazie, nach 6 bis 14; — OA bis 5a und 15 Grazien.
32. Petillantes; — OA, 5 und 5a Patillantes.
145. 1. Der nachfolgende Abschnitt bis zum Schluß ist erst in die Ausgaben nach Goethe's Tode aufgenommen worden.
147. 15. unthunlich; — 8 und 13 unthulich.
148. 17. bezichtigen; — 6 bis 11a bezüchtigen.
32. nach einer Kopie, nach dem französischen Text, der auch in 15 benutzt ist; — 6 bis 14 einer Kopie.

Seite Zeile
149. 22. Diderot'ſchen, nach 11 bis 15 und der Analogie von S. 140, Z. 16; — 6a, 8 und 9 Diderotiſchen.
28. gleichlautend, nach 6 bis 11; — 11a bis 15 gleichbedeutend.
150. 4. ſcheiden, nach 6 bis 14; — 15 unterſcheiden.
39. ſtand; — 6 und 6a ſtanden.
154. 2. erwarte; — 15 erwartete.

Seite Zeile
149. 22. Diderot'ſchen, nach 11 bis 15 und der Analogie von S. 140, Z. 16; — 6a, 8 und 9 Diderotiſchen.
28. gleichlautend, nach 6 bis 11; — 11a bis 15 gleichbedeutend.
150. 4. ſcheiden, nach 6 bis 14; — 15 unterſcheiden.
39. ſtand; — 6 und 6a ſtanden.
154. 2. erwarte; — 15 erwartete.

Seite Zeile
149. 22. Diderot'ſchen, nach 11 bis 15 und der Analogie von S. 140, Z. 16; — 6a, 8 und 9 Diderotiſchen.
28. gleichlautend, nach 6 bis 11; — 11a bis 15 gleichbedeutend.
150. 4. ſcheiden, nach 6 bis 14; — 15 unterſcheiden.
39. ſtand; — 6 und 6a ſtanden.
154. 2. erwarte; — 15 erwartete.

Seite Zeile
149. 22. Diderot'ſchen, nach 11 bis 15 und der Analogie von S. 140, Z. 16; — 6a, 8 und 9 Diderotiſchen.
28. gleichlautend, nach 6 bis 11; — 11a bis 15 gleichbedeutend.
150. 4. ſcheiden, nach 6 bis 14; — 15 unterſcheiden.
39. ſtand; — 6 und 6a ſtanden.
154. 2. erwarte; — 15 erwartete.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>, / Loeper, Gustav <<von>>, / Biedermann, Gustav Woldemar <<von>>,

Goethe's Werke nach den vorzüglichsten Quellen ...

Bd.: 31

Berlin 1868

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.636(4,30/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091083-0